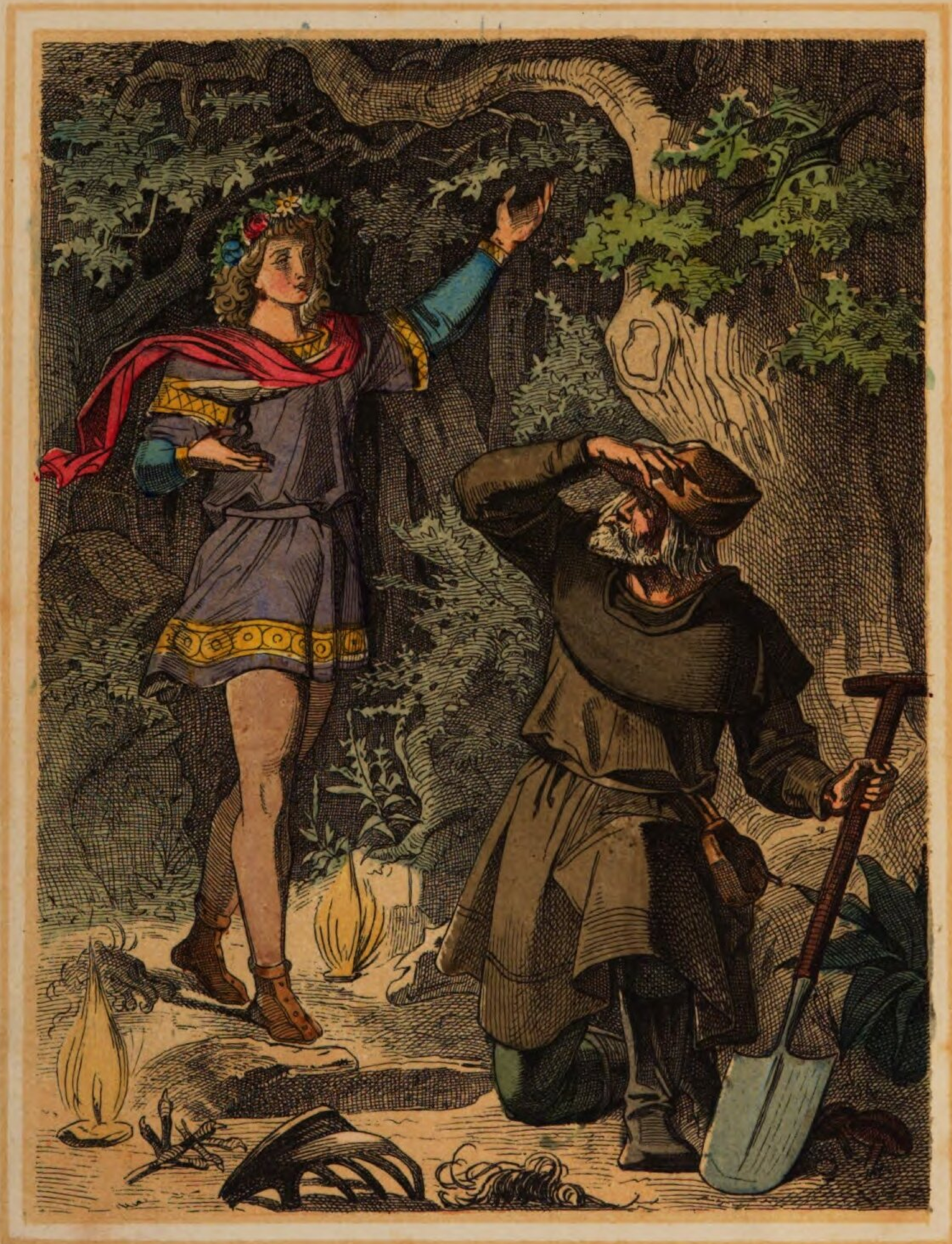
Sagen und Geschichten der deutschen Poesie

von

Maria von Andechs.



Nürnberg Verlag von Rob. Koenecke.



„Der Schatzgräber"
von Göthe.

Die

schönsten

Sagen und Geschichten

der

deutschen Poesie.

Deutschlands besten Balladen- und Romanzendichtern in Prosa nacherzählt

von

Maria von Andechs

(Baronin v. Leinburg.)

Ein Buch für Schule und Haus.

Mit sechs feinen colorirten Bildern.

Eingeführt durch eine Vorrede des Herrn Oberschulrathes Dr. C. F. Lauckhard in Weimar.

Nürnberg.

Verlag von Rob. Koenecke.

(1866)

W. Tümmel's Buchdruckerei.

Vorwort.

Auf alten persischen Denkmalen findet man hinter der Figur, welche den König Alexander vorstellt, eine dem Helden ähnliche, aber schönere Gestalt, welche aus ihm herauszuwachsen und auf seinen Schultern zu stehen scheint. Dies ist nach persischen Religionsbegriffen der Fer-wer, der vollkommnere, bessere Mensch, der Mensch der Zukunft, der bei Leibes Leben sich ausbildet und in jedem Edlen und Tüchtigen zum Ideal wird, dessen sich die im Tode vom Körper scheidende Seele als Wohnsitz bemächtigt. In ähnlicher Weise dürfen wir uns die ideale Welt des Lebens vorstellen, die Welt der Schönheit und Vollkommenheit, welche zwar nur geistig existirt, aber nicht außer und über uns, sondern in unserem Innern; — dem Einen mehr, dem Andern minder getrübt und verdunkelt, Manchem ganz verschlossen. Je reiner und vollständiger wir die Wahrheit des irdischen Lebens erkennen mit all' seinen Fehlern und Mängeln; je klarer und unbeirrter vom Sturm und Drang der Leidenschaften und irdischen Neigungen, vom eitlen Schein und trügerischen Schimmer des Vergänglichen, wir die Unvollkommenheit des Erdendaseins empfinden; desto näher tritt jene höhere Welt an uns heran, desto heller strahlt ihr reicher Glanz, gleichsam als die Ergänzung und Verklärung

der Endlichkeit uns entgegen. So ruft die unvollständige Farbe für das Auge ihre Ergänzung hervor, so hört man bei unvollkommnen Akkorden in einem Saiteninstrument die verwandten und ergänzenden Töne leise anklingen und mittönen, obgleich diese Saiten nicht angeschlagen wurden.

Der tiefe Einfluß der idealen Welt auf die Gestaltung unseres ganzen innern Lebens ist nicht zu verkennen; auch für die Jugendbildung ist diese Welt von der höchsten Bedeutung, und das poetische Element in der Schule und bei der Erziehung müßte viel fleißiger und sorgfältiger gepflegt werden, als dies gewöhnlich geschieht. Denn jene bevorzugten Naturen, welche empfänglicher sind für das Schöne und zugleich die Gabe besitzen, die ewigen Ideen — nicht phantastische Gebilde und Träume, sondern die wirkliche und wahrhafte Ergänzung und Vollendung des eng begränzten Menschlichen — zu gestalten, den Sinnen vernehmbar zu machen, die Künstler und Dichter sollen uns ihre Werke nicht vergeblich schenken: wir sollen sie nützen, zum Trost, zur Erhebung, zur Veredlung. Wer das Schönste und Größte, was der Menschengeist empfunden und geschaffen, in sich aufgenommen hat, der kann nicht leicht mehr niedrig in seinen Gesinnungen, gewöhnlich, selbstsüchtig und unedel in seinen Handlungen sein. Wenn wir der Jugend die Welt der Schönheit durch die Werke der besten Dichter erschlossen und mit Fleiß und Eifer auf jene vollkommnen Gebilde eindringlich hingewiesen haben, so ist es fast unmöglich, daß sie an dem Unschönen, Schlechten und Geschmacklosen, daß sie an dem Gemeinen je dauernd Gefallen finde. Sie wird, an den besten Umgang gewöhnt,

vor schlechter Gesellschaft der Menschen und Bücher zeitlebens geschützt und bewahrt bleiben.

Kinder in die Welt des Schönen einzuführen ist nicht leicht. Harmlos und der Mängel und Gebrechen des irdischen Lebens unkundig, gelangen sie nicht durch den Gegensatz, wie die meisten Erwachsenen, zur idealen Welt; sie müssen daher durch deren Schönheit angelockt, durch sorgfältige Leitung in dieselbe eingeführt werden. Da tritt aber vor Allem die abgeschlossene Form der Dichtung, worin gerade ein wichtiges Element ihres Werthes liegt, als ein Hinderniß auf; das Märchen und das Lied (soweit dieses in der kindlichen Sphäre liegt) bieten wegen der Einfachheit ihrer Form keine Schwierigkeiten; wohl aber die epische Dichtung im engeren Sinne, und das Drama; vor Allem die Ballade, die Sage in rhythmischem Gewand. Hier muß die Arbeit der Aufnahme und Aneignung getheilt, zwischen Form und Stoff geschieden werden, so daß die Bekanntschaft mit der Sache vorausgeht und für die Beurtheilung und Werthschätzung der schönen Form Kraft und Zeit übrig bleiben. So erläutert man vor einem Gemälde zuerst den Gegenstand, die Stimmung oder Handlung, und kann dann erst die Betrachtung auf das Andre hinleiten, auf die Composition, das Helldunkel, auf Farben und Formen, Gegensätze und Auffassung. So muß beim Drama der Betrachtung der Handlung, der Charakteristik, des Conflikts, der Einheit u. s. w. die Erzählung der Fabel vorausgehen; — weil Alles zu gleicher Zeit betrachtet den Blick des Anfängers verwirren, die Aufmerksamkeit zerstreuen und den Geist ermüden würde.

Die Verfasserin des vorliegenden Schriftchens hat es unternommen, die schönsten Balladen und Romanzen unserer Dichter nur dem Stoffe nach der Jugend vorzuführen und hat damit meines Erachtens den rechten Weg getroffen, die Kinder in die Welt des Schönen einzuführen. Sie reproduzirt in gelungener Weise jene Dichtungen in Prosa, und schafft damit eine Vorschule, welche die Aufmerksamkeit auf die Schönheit der Form von selber hinlenkt und hervorruft. Aber die Verfasserin hatte noch einen höhern Zweck. Sie wollte den mehr dem Realen und Nützlichen einerseits, und dem Werth- und Geschmacklosen (worin die moderne Kinderliteratur leider massenhaft produktiv ist), andrerseits entgegentretend, ein Buch bieten, dessen Inhalt von unverlierbarem Werth fürs ganze Leben sein müßte, in welchem das Schönste und Beste, was die nationale Balladen-Literatur, von Bürger bis Rückert und Uhland, an Sagen und Geschichten, die sich für die Jugend eignen, bietet, zu einem Bilder- und Erzählungsbuch verarbeitet ist. Wie sehr es ihr gelungen, halb verborgene Schätze, wie z. B. Hebels Karfunkel, Chamissos Salas y Gomez, der Kinderwelt von Neuem zu erobern, schwerverständliche Stücke, wie Schillers Kraniche des Ibykus, durch den eingeflochtenen Commentar zugänglicher zu machen, das zeigen die Bearbeitungen der angeführten Dichtwerke. Wißbegierigen Knaben wurden einzelne Stücke dieser Schrift vorgelesen und dann erst das betreffende Gedicht in die Hand gegeben, und man bemerkte, wie sie mit ganz besonderem Eifer und Interesse das klar und verständlich Vorbereitete nun in der knappen und poetischen Form auffaßten und auswendig lernten.

Möge dieser neue Weg zu einem schönen Ziele sorgfältig benutzt werden, und das Schriftchen den Anklang und die Theilnahme finden, welche es seinem Zweck und Gehalt nach beanspruchen darf!

Weimar, im September 1866.

Dr. Lauckhard.

Inhalt.

Lenore.

Es war nach dem siebenjährigen Kriege. König Friedrich von Preußen, mit dem Beinamen der Große, und die deutsche Kaiserin Maria Theresia waren endlich des langen Kriegführens müde geworden, und schlossen Frieden mit einander. Die armen Soldaten kehrten, nach langen Mühen und Strapazen, Jeder in seine Heimath zurück. An dem Tag, wo sie mit fröhlicher Musik und mit grünen Reisern geschmückt dahergezogen kamen, war halb Deutschland auf den Beinen, und unzählige Volksschaaren, Groß und Klein, Jung und Alt, zogen jubelnd dem Heer entgegen. Auf allen Straßen herrschte ein solches Gedränge, daß man sich nur mit Mühe hindurchzuarbeiten vermochte. Es war da so manche Mutter, die ihren Sohn, so manche Braut, die ihren Bräutigam, und so manches arme Kind, das mit klopfendem Herzen seinen Vater und Ernährer wieder zurückerwartete. Und als es nun hieß: „Dorten kommen sie! Dort glänzen schon die Gewehre und Bayonnette!“ da suchte sich plötzlich an dem Thor, durch das sie in die Stadt ziehen mußten, ein Mädchen mit Gewalt Bahn durch die dichten Volksmassen zu brechen, bis sie einen freien Platz erreichte, von dem aus sie die Vorüberziehenden bequem übersehen konnte. Mit weitaufgerissenen Augen stand sie da, und musterte jeden Einzelnen von den vorüberziehenden Soldaten.

Eine Frau näherte sich ihr und sagte: „Ei, Lenore! bist du auch da? Du erwartest gewiß den Wilhelm, deinen Bräutigam?" — „Ja," sagte das Mädchen mit fast tonloser Stimme, und lief, ohne sich weiter aufhalten zu lassen, dem Zuge bis vor die Kaserne nach, wo sie die einzelnen Reihen auf und abflog, und ängstlich nach dem Gesuchten fragte. Denn auch er war mit König Friedrich gegen Oesterreich gezogen; da er ihr jedoch niemals mehr Nachricht von sich gab, und vielleicht auch seine Briefe verloren gegangen waren, so wußte sie nicht, ob er überhaupt noch lebte. Unter den Zurückgekehrten befand er sich nicht, und es war auch nicht ein Einziger unter ihnen, der ihr Nachricht von ihm brachte. Es war ihr indessen unmöglich, wirklich an seinen Tod zu glauben. Trostlos und unter Thränen saß sie am Fenster, und blickte hinaus; doch ach, all ihr Hoffen und Harren war vergebens; Tag um Tag verging, ohne daß er kam. Als sie endlich vernahm, daß nun das Heer bis auf die, welche in der Schlacht geblieben waren, bereits vollzählig wieder zurück sei, ergriff plötzlich eine wilde Verzweiflung ihre Seele; sie warf sich auf die Erde hin, zerraufte sich ihr schönes Haar und geberdete sich wie eine Wahnsinnige. Erschrocken eilte ihre Mutter zu ihr hin, hob sie auf, schloß sie fest in ihre Arme und rief: „O Gott! o Gott! Mein Kind! Meine gute Lenore! Was ist dir denn?" — „Ach Mutter," sagte das Mädchen, „da mir Gott meinen Wilhelm geraubt hat, will so ich von dem erbarmungslosen Gott gar nichts mehr wissen." — „O Lenore, wie kannst du dich so gegen Gott den Allmächtigen versündigen?" sprach die Mutter, und mit zum Himmel er-

hobenen Augen sagte sie: „O mein Gott! hilf ihr, schau gnädig auf uns herab! Gehe, meine arme Lenore, bete ein andächtiges Vaterunser! Das wird dir Trost in dein krankes Herz bringen. Glaub' mir nur, was Gott thut, das ist wohlgethan. Bete, bete, mein Kind! Er, der die Seinen niemals verläßt, erbarmt sich gewiß auch deiner armen, schwergeängstigten Seele." — „O Mutter! Mutter!" erwiderte Lenore, „was du da sagst, ist nichts als Täuschung. Gott hat nicht recht an mir gehandelt. Was hat mir nun all mein Beten geholfen? — Nichts! Er hat mir Den, für den ich Tag und Nacht vor ihm auf den Knieen gelegen bin, dennoch zu Grunde gehen lassen. Und jetzt, wo er todt ist, hab' ich es nicht mehr nöthig zu beten." — „O Gott, o Gott! hilf! hilf!" rief die Mutter schmerzlich aus. „O, Lenore, wie kannst du nur so reden? Wer den Vater da droben kennt, der weiß, daß er die Seinen nicht verläßt, und daß er zur rechten Zeit noch Hilfe und Trost denen schickt, so an ihn glauben. Drum nimm deine Zuflucht zu unserm frommen Herrn Pastor, meine arme Lenore, knie nieder vor deinem Herrn und Heiland und bete, so wirst du Trost und Ruhe finden in deinem Schmerz und Gram!" — „Ach Mutter," sagte hierauf Lenore wieder, „die Wunden, die mich schmerzen, kann das Gebet so wenig heilen, als es den Todten wieder lebendig machen kann." — „Und höre einmal, meine Tochter, wer bürgt dir denn überhaupt dafür, daß Wilhelm wirklich todt ist? Ist es denn nicht auch möglich, daß er dir untreu geworden ist, und sich, weiß Gott wo, vielleicht im fernen Ungarn, eine Andere zur Frau genommen hat? Das kann wenigstens gerade

so gut sein, als daß er todt ist. Und wenn das der Fall ist, so ist er ja gar nicht werth, daß du dich so um ihn abhärmst. Die Zeit wird schon noch kommen, wo ihn sein Meineid reuen wird.“ — „Es mag so sein,“ erwiderte Lenore, „wie du da sagst; allein deswegen ist und bleibt er doch für mich verloren, und ich wünsche mir nichts mehr, als bald zu sterben, denn nur der Tod kann mich von meinen Qualen befreien. O daß ich nie geboren wäre! Wehe mir, wehe! Denn selbst bei Gott ist kein Erbarmen zu finden.“ Die arme Mutter, der solche gotteslästerliche Reden wahrhaft schrecklich waren, und die nun gar nicht mehr wußte, was sie noch sagen sollte, um die halb Wahnsinnige zu beruhigen, fiel auf ihre Kniee nieder, und rief mit verzweiflungsvollen Geberden: „Gott im Himmel, hilf mir und gehe nicht ins Gericht mit meinem armen Kinde! Sie weiß ja nicht mehr, was sie spricht. Vergib ihr ihre gottlosen Lästerungen.“ — Dann wandte sie sich wieder zu Lenoren, und beschwor sie unter Thränen mit den Worten: „Ach, meine Tochter, gib dich doch nicht so dem Schmerze hin, wegen eines kleinen, bald vorübergehenden irdischen Leidens! Kehre darum nicht deinem Gott und Herrn den Rücken, sondern habe ihn und deine ewige Seligkeit im Auge, und stoße nicht auch noch Jesus Christus, den Bräutigam deiner Seele, von dir. Gehe lieber und suche Trost bei ihm!“ „Ach, Mutter, ich kenne keinen andern Bräutigam, als meinen Wilhelm! Ohne ihn mag ich nicht mehr leben, ich mag weder hienieden, noch jenseits selig werden.“

So wüthete sie und lästerte Gott vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht hinein, zerraufte sich ihr Haar

und zerschlug sich die Stirne und die Brust dabei. — So kam die Mitternacht heran. Da war es ihr plötzlich, als vernähme sie den Hufschlag eines Pferdes. Sie horchte hoch auf und vernahm nun ein ganz deutliches „Trap, trap, trap;“ und richtig kam ein einzelner Reiter die Straße heruntergesprengt und — hielt unten vor Lenorens Fenster, wo er mit klirrenden Sporen vom Rosse sprang. Nach wenigen Augenblicken vernahm sie ein leises Klinglingling am Hausthor und indem sie hinabflog, um zu öffnen, drangen ihr die Worte ans Ohr: „Heda, heda, Lorchen, aufgemacht! Wachst du denn jetzt, daß ich da bin? Hoho? — Und bist du mir noch treu und gut?“ — „Ach Wilhelm,“ fragte Lenore überrascht, „bist du es? Und so spät in der Nacht? Ich habe unter Thränen gewacht, und war dem Wahnsinn nahe aus Gram um dich. Denn ich hielt dich für todt. Sage mir doch, warum du nicht mit deinen Kameraden heimgekehrt bist und woher du jetzt kommst?“

„Wir, mein Schatz,“ lautete die Antwort, „wir satteln nur um Mitternacht, und ich komme gar weit, weit hieher aus Böhmen, um dich zur Hochzeit zu holen. Komm, komm, ich will dich sogleich mit mir nehmen.“ — „Ach,“ bat ihn Lenore, „ach komm doch nur einen Augenblick herein ins Haus, und erwärme dich und raste; es ist ja so kalt, und draußen tobt der Sturm.“ — „Laß den Sturm nur sausen,“ gab ihr der Reiter wieder zur Antwort, „mein Rapp ist muthig und stampft schon vor Ungeduld den Boden; — ich kann jetzt keine Minute mehr länger säumen; drum komm, besinne dich nicht weiter, sondern schwinge dich hinter mir auf den Rappen. Ich muß dich in dieser Nacht

noch in das noch mehr als hundert Meilen von hier entfernte Hochzeitshaus bringen.“ — „Wie?“ stutzte Lenore, „du wolltest in dieser heutigen Nacht noch mehr als hundert Meilen mit mir reiten? Wie ist denn das möglich? Es hat ja den Augenblick schon elf Uhr geschlagen.“ — „Und doch wett' ich mit dir, daß ich dich vor morgen frühe noch in mein Haus einführe. Schau hin, der Mond scheint hell, wir und die Todten reiten schnell.“ — „Wo ist denn dein Haus eigentlich?“ fragte Lenore. „Weit, weit von hier,“ versetzte er darauf; es ist still, es ist kühl und klein und besteht nur aus sechs Brettern und zwei Brettchen.“ — „Hat es denn, wenn es so klein ist, auch noch Raum für mich?“ — „O ja,“ lachte der Reiter „für dich und mich. Jetzt komm, springe hinter mir auf den Rappen hinauf, und laß uns eilen! Alles ist zu unserm Empfange bereit, und die Hochzeitsgäste erwarten uns schon.“ —

Ohne sich weiter zu besinnen, schwang sich nun Lenore hinter ihm auf das Pferd, und umschlang ihn mit beiden Armen, und (wie es in dem berühmten Gedichte heißt, welchem unsere Geschichte nacherzählt ist):

> **Hurre, hurre! Hop, hop, hop!**
> **Ging's fort in sausendem Galopp,**
> **Daß Roß und Reiter schnoben,**
> **Und Kies und Funken stoben.**

Rechts und links flogen Feld und Anger nur so an den zwei nächtlichen Reitern vorüber, und die Brücken erdröhnten unter den Hufen des dahinfliegenden Pferdes. Der

Reiter jedoch wandte sich dann und wann zu Lenoren und sprach:

„Graut Lorchen auch? Der Mond scheint hell,
Hurrah! Die Todten reiten schnell!
He, graut's dir vor den Todten?"

„Ach nein," erwiderte Lenore, „laß sie doch in Frieden ruhen, deine Todten!" — „Was ist denn das für ein schauerlicher Klaggesang, den ich da höre?" sagte sie plötzlich und horchte athemlos, und warum fliegen denn die Raben so unruhig hin und her? Hörst du denn das dumpfe Glockengeläute? es ist wahrhaftig ein Todtengesang!" Sie vernahm deutlich die Worte:

„Laßt uns den Leib begraben!"

Und wirklich näherte sich ein Leichenzug. Phantastische, grausige Gestalten zogen hinter einer schwarzen Bahre her und sangen. Der Gesang glich mehr dem Gekrächze der Raben und dem nächtlichen Ruf der Unken, als menschlichen Stimmen. Der Reiter redete jetzt, zu Lenorens Schrecken, den gespenstischen Leichenzug an, und sprach: „Wartet nur noch bis nach Mitternacht, dann könnt ihr in Gottes Namen den Leib mit Klang, Gesang und Klage begraben. Jetzt kommt mit mir zum Hochzeitsfest, denn ich will da gerade meine Braut heimführen. Kommt mit, kommt mit zum Hochzeitsschmaus!

„Komm, Küster, mit dem Geisterchor,
Und gurgle mir mein Brautlied vor,

Du Tod mit deiner Geigen,
Spiel' auf zum Hochzeitsreigen!"

Und gehorsam seinem Befehl, verschwand plötzlich die Bahre, und schwieg der Gesang und hurre, hurre, kamen die schauerlichen Gestalten dicht hinter dem Pferd nachgehuscht, und weiter gings wieder,

„Und immer weiter, hop, hop, hop,
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben."

Wie flogen da nicht rechts und links am Wege Gebirge, Bäume und Hecken, Dörfer und Städte nur so an den Beiden vorüber! Dazwischen fragte der Reiter wieder das Mädchen:

„Graut meinem Lorchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten schnell!

Sage mir doch, mein Schatz, graut's dir vor den Todten?" — „Ach, laß doch die Todten ruhen!" antwortete Lenore, der es in der That schon vor dem Frager zu grauen begann. Als sie jetzt an einem Rabenstein vorüberkamen, rief ihr der Reiter abermals zu: „Schau, schau, da am Rabenstein das lustige Gesindel!" Lenore fuhr entsetzt zusammen, und der Reiter lachte: „Wie es beim Mondenschein so um die Spindel des Rades herum tanzt! Ha, ha, das ist ein lustiger nächtlicher Chor das! Das muß ich

wahrhaftig auch mit zu unserer Hochzeit laden! Es kann uns zum Spaß was vortanzen! Heda, Gesindel! Komm mit mir! Du kannst mir den Hochzeitsreigen vortanzen!" — Der lustige Schwarm ließ sich das nicht zweimal sagen, und zum Schrecken der armen Lenore kam er im nächsten Augenblick gleichfalls hinten nachgehuscht; es war just, wie wenn ein Wirbelwind durch herbstlich kahle Büsche raschelte. Und nun gings wieder in rasender Schnelligkeit vorwärts. Plötzlich klopfte der Reiter seinem Pferde auf den Hals und sagte: Rapp, es ist mir, als vernähme ich den Ruf des Hahnes schon, und als witterte ich schon die kühle Morgenluft. Beeile dich jetzt, mein Rapp, daß wir ans Ziel kommen." — Dann wandte er sich zu Lenoren und sprach: „Nun werden wir gleich an Ort und Stelle sein. Ja, ja,

Die Todten reiten schnell,
Graut Lorchen vor den Todten?"

„O weh, weh!" flehte ihn Lenore an, „so laß doch die Todten einmal ruhen!" — „Nun, nun, fürchte dich nicht," gab er ihr zur Antwort, „in wenigen Minuten sind wir in unserm Hochzeitshaus. Gib Acht, liebes Lorchen!" — Und rasch, mit verhängtem Zügel, gings nun auf ein eisernes Gitterthor zu; es war fest verschlossen und verriegelt. Doch der Reiter that nur einen leichten Schlag daran mit einem Haselnußstecken, und Schloß und Riegel sprangen aus einander, und die beiden Flügel des Thores thaten sich auf, und sie flogen hinein. Ueber lauter Gräber ging's nun, und ringsum glänzten gespenstisch im Mondenschein die Leichensteine. Wie erschrak nicht Lenore, als sie sich

plötzlich auf einem Friedhofe sah! Ihr Schrecken und ihre Todesangst erreichten jedoch den höchsten Grad, als sich ihr plötzlich ein neues gräßliches Wunder darbot: denn dem Reiter fielen jetzt mit Einem Male — es ist schrecklich zu hören, — all seine Kleider, Stück für Stück, wie mürber Zunder vom Leib herunter, sein Kopf verwandelte sich in einen grinsenden Todtenschädel, und sein Körper in ein fleischloses Gerippe. Das Pferd bäumte sich wildschnaubend empor und schlug mit den Hufen, daß sie Feuer sprühten, und ehe sich's Lenore versah, war es sammt seinem Reiter unter die Erde hinunter verschwunden. In der Luft ließ sich ein Heulen und Wehklagen vernehmen, und aus den offenen Gräbern herauf ein schauerliches Gewinsel. Lenore stürzte entsetzt auf das Grab hin, und hauchte nach wenigen Augenblicken gleichfalls ihr junges Leben aus. — Das Grab also war das erwähnte Hochzeitshaus, und der Leichenzug war ihr eigener, und die schwarzen Gestalten im Gefolge desselben, sowie das Gesindel am Rabenstein waren lauter Gespenster gewesen. Sie sammelten sich jetzt um sie herum, und fingen an beim Mondenschein einen Ringelreihen um sie her zu tanzen, und dazu sangen sie:

„Geduld! Geduld! Wenns Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig,
Gott sei der Seele gnädig!"

[G. A. Bürger.]

Der Schatzgräber.

Ich weiß eine sehr schöne Geschichte von einem armen, armen Mann, der dann doch später noch recht glücklich und zufrieden geworden ist. Seine Armuth drückte ihn dergestalt, daß er nicht nur körperlich fast zusammengebrochen, sondern auch geistig ganz krank war. Einmal, als es ihm nun gerade wieder sehr schlecht ging, dachte er bei sich selbst: Armuth ist doch die größte Plage, die man sich auf dieser Welt denken kann! Wenn ich nur wüßte, wie ich sie endlich einmal los werden könnte! — So schritt er nun ein paar Minuten nachdenkend auf und ab; plötzlich blieb er stehn und rief freudig aus! „Ich habs! — Ich weiß, daß man mit Hilfe von gewissen Beschwörungsformeln verborgene Schätze heben kann, und mein Nachbar hat mir gerade vor ein paar Tagen erst einen Platz im Walde gezeigt, wo so ein Schatz vergraben liegen soll, und diesen will ich heben. Freilich ist bei diesen Beschwörungsformeln ein Hauptpunkt der, daß man seine Seele dem Bösen verschreiben muß.“ — Und wieder dachte er längere Zeit nach, dann fuhr er in seinem Selbstgespräch fort: „Ach was! Nichts ist so schrecklich, wie die Armuth, ich wag's immerhin!“ — Und er nahm ein kleines Messerchen, ritzte sich damit in seinen Finger, und verschrieb so mit Blut seine Seele dem Bösen. In derselben Nacht noch, die sehr stürmisch und finster war, begab er sich ganz heimlich hinaus an den ihm schon bewußten Ort, zog

daselbst nach Vorschrift Kreise um Kreise, machte im innersten Kreis ein Feuer an, warf allerlei Kräuter und Knochen hinein, und sprach wunderliche Zaubersprüche dazu. Als die Beschwörung zu Ende war, nahm er Hacke und Schaufel zur Hand und fing an zu graben, und grub und grub, daß ihm der Schweiß von der Stirne herabrann; allein es verfloß eine Stunde nach der andern, ohne daß der ersehnte Schatz zum Vorschein kam, und schon begann sein Muth zu sinken, da schlug es plötzlich zwölf Uhr, und als der letzte Schlag verklungen war, sah er in weiter, weiter Ferne plötzlich ein Licht, gleich einem Sterne, funkeln; es ward hell um ihn her und er sah einen schönen, freundlichen Knaben auf sich zukommen, welcher eine volle Schale in der Hand trug, deren rosiger Glanz das Licht verbreitete. Auf seinem Kopf trug er einen Blumenkranz, unter dem ein paar wunderliebliche Augen hervorleuchteten. Hell umstrahlt von dem Himmelsglanz des Trankes, trat er in den Zauberkreis hinein, reichte die Schale dem Mann, und forderte ihn freundlich auf, einmal daraus zu trinken. Anfangs erschrak der Mann über die Erscheinung, dann dachte er jedoch: nun, dieser holde Knabe mit dem köstlichen Getränke kann doch unmöglich der Böse sein, und beherzt nahm er jetzt die Schale und setzte sie an seine Lippen. Da sprach der schöne Knabe: „Trinke dir nur Muth aus dem Becher des reinen Lebens! Denn dann erst wirst du die Belehrung, die ich dir jetzt gebe, verstehen, und nicht mehr mit ängstlichen Beschwörungsformeln hieher kommen und nach Schätzen graben, die es gar nicht gibt. Achte auf das, was ich dir jetzt sage, und präge dir den Spruch recht ins Gedächtniß:

Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!

Schau, lieber Mann, das soll in Zukunft dein Zauberspruch sein. Gib Acht, ob du nicht noch den besten Schatz hebst und glücklich wirst, wenn du mir folgst.“ — Mit diesen Worten verschwand der schöne Knabe. — — — Wißt ihr denn wohl, wer dieser Knabe war? Es war der Genius des Fleißes und der Arbeit, — „Handwerk hat einen goldenen Boden,“ sagt das Sprüchwort, und ein anderes: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.“ — Versteht ihr die schöne Geschichte jetzt, meine lieben Leser?

[J. W. Goethe.]

Der Karfunkel.

Bei Staufen im Schwarzwald, hinter den letzten Häusern und Feldern des Dorfes, da ist eine gar öde, einsame Thalschlucht. Keine Egge und kein Pflug geht darauf. Seit vielen, vielen Jahren ist der Platz schon mit dichtem Gesträuch und giftigen Kräutern bedeckt, kein Vogel singt dorten und kein Schmetterling ist da zu sehen. Denn unter Disteln und Dornen gewahrt man daselbst das scheußliche Gerippe eines Selbstmörders. — Seine Geschichte ist schrecklich. Soll ich sie dir einmal erzählen, mein lieber junger Leser? — Ja, der Mann war von Haus aus, wie man sagt, gar kein so übler Geselle; er war ein schmucker, reicher Bauernsohn, besaß einmal ein schönes Gut

dorten mit Haus und Hof, und der Michel von Staufen war damals, wo er hinkam, ein hochwillkommener und gerngesehener Gast. Freilich sagte man ihm schon damals nach, daß er lieber ins Wirthshaus zu gehen pflegte, als in die Kirche, und daß ihm die Karten lieber waren, als Pflug und Hacke. — Ueber den Karten vergaß er, wie man sich erzählt, am Sonntag die Bibel und das Gesangbuch, und fluchen konnte er so fürchterlich, daß sich darüber selbst die Hexe im rußigen Schornstein entsetzte und ein Kreuz dazu schlug, und daß die Sterne am Himmel zitterten.

Einmal, als der Michel wiederum so bei den Karten saß, stand ein struppiger Jäger, in einem grünen Rock, hinter ihm und sah ihm zu, wie er spielte. Wie nun der die schrecklichen Flüche vernahm, die er bei einem jeden Stich, den er verlor, ausstieß, sagte er zu sich selber: „Nun, du entgehst mir gewiß nicht." — Niemand als die Wirthin, die gerade dabeistand, vernahm diese Worte, und hielt den Jäger für einen jener Soldatenwerber, wie sie damals nichts Seltenes waren. Der Grünrock war jedoch kein Werber; wer er war, das wird der Verlauf der Erzählung zeigen.

In Staufen war damals auch ein Wirth, der, weil sein Wirthshaus draußen vor dem Ort an der Straße lag, allgemein der Straßenwirth hieß. Dieser Wirth war berühmt wegen seiner schönen Tochter, Namens Kathrine; um die hielt unter andern Burschen auch der Michel an, und ihr Vater schlug sie ihm auch nicht ab, da er, wie schon gesagt, ein schönes Anwesen besaß und daher in seinen Augen eine recht gute Partie für die Kathrine war. Letztere, schon daran gewöhnt, sich in allen Dingen nach dem Wunsch und Willen ihrer Eltern zu richten, erkärte, nachdem man ihr die

Mittheilung davon gemacht, sich gleichfalls bereit, seine Frau zu werden; und so war die Sache, wie es bei ländlichen Heirathen ja gewöhnlich der Fall ist, in wenigen Tagen in Ordnung.

Am Abende vor dem Hochzeitstag schlief die gute Kathrine unter gar trüben Gedanken ein, und hatte in der darauf folgenden Nacht einen schweren, und bedeutungsvollen Traum. Es war ihr nämlich, als käme sie gerade von einem benachbarten Ort auf die Landstraße heraus; da begegnete ihr ein Kapuziner, welcher betete. Sie schritt auf ihn zu und sprach zu ihm: „Möchtet Ihr nicht so gut sein, lieber Herr Pater, und mir einmal ein Heiligenbildchen schenken? Ich bin Braut, und es ist mir vielleicht ein gutes Zeichen.“ Der Pater schüttelte langsam den Kopf, griff unter die Kutte und zog ein Päckchen Heiligenbilder hervor. Das hielt er ihr hin und sagte: „Da, du kannst dir selbst einen Heiligen herausziehen!“ — Wie sie jedoch die Finger darnach ausstreckte, bemerkte sie erst, daß es keine Heiligenbilder waren, sondern ein schon sehr gebrauchtes und beschmutztes Spiel Karten. „Hast du dir das Eckstein-Aß gezogen?“ fragte der Pater; — das bedeutet einen rothen Karfunkel, und ist kein gutes Zeichen.“ „Ja,“ sprach sie, „das hab' ich wirklich gezogen.“ — Da hielt er ihr die Karten wieder hin und sagte: „So nimm dir einmal eine andere.“ — „Hast du jetzt nicht die sieben schwarzen Kreuze? fragte er wiederum, nachdem sie sich abermals eine von den Karten gezogen. — Sie sah sie an und gab ihm seufzend zur Antwort: „Ach ja, die hab' ich.“ — „So tröste dich der liebe Gott,“ sagte der Pater, „und nimm dir eine andere heraus; es müssen

ja doch noch bessere darin sein." — Und wieder zog sie eine heraus. „Hast du das Herz=Aß gezogen?" fragte er wieder. „Das bedeutet ein blutiges Herz." Mit Angst und Schrecken sah sie darauf hin, und ein eisiger Schauer überlief sie, denn es war wirklich das Herz=Aß, was sie in der Hand hielt. „So, und jetzt nimm dir noch einmal eine heraus," sagte der Pater, und hielt ihr die Karten abermals hin, „es kann ja sein, daß Dein Heiliger noch kommt." Sie zog noch einmal mit zitternder Hand. „Hast du am Ende den Pikbuben mit seiner Schaufel?" fragte der Pater wieder. „Ja, er ist es; da schaue ihn nur einmal selber an. Gott tröste dich! Der schaufelt dich hinunter unter die Erde." — Das war der Traum, den die arme Kathrine in der Nacht vor ihrem Hochzeitstag hatte. Ach, warum ließ sie sich dadurch nicht warnen, und warum nahm sie den Michel dennoch? — Einfach darum, weil sie glaubte, sie könne jetzt doch nicht mehr gut anders; und so ergab sie sich denn still und fromm in ihr Schicksal und sprach zu sich selbst: „In Gottes Namen denn! — Nach den sieben Kreuzen, und hinter dem blutigen Herzen kommt mein Heiliger, das ist der Pikbub, und der wird mich, wenn es so sein soll, hinunter schaufeln unter die Erde." — Mit diesem Gedanken folgte sie dem Michel zum Altar und gelobte ihm ewige Treue.

Anfangs wäre es nun noch so ziemlich gut gegangen. Der Michel spielte, trank und fluchte zwar manchesmal noch, und plagte seine arme Frau. Wenn sie ihm dann sein Betragen vorhielt, und ihn mit Thränen im Auge bat, sich doch zu bessern, dann ging er in sich, und war wieder

eine Zeitlang der fleißigste und beste Mensch von der Welt. Einmal, als er sich gerade wieder so gegen sie vergaß, und sie ihm deßhalb eine Strafpredigt hielt, sagte er zu ihr: „Weißt du was? Ich will jetzt einen Pakt mit dir machen. Die Karten will ich verfluchen, und es soll mich gleich der Teufel holen, wenn ich jemals wieder eine anrühre; aber ins Wirthshaus muß ich gehen, das will und kann ich nicht meiden. Weine und heule darüber, so lange du Lust hast dazu; ich kann dir nicht helfen.“ —

Wenn er nun schon das Eine nicht hielt, so war er im Andern nur um so treuer. Einmal, wie er so ins Wirthshaus kam, und sich an seinen Tisch hinsetzte, saß auch der struppige Jäger mit noch zwei Burschen wieder da und mischte die Karten. Sobald er den Michel erblickte, rief er ihm zu: „Wenn du gut Freund mit mir bist, so komm und laß uns einmal eine Partie mit einander machen.“ — „Ich nicht,“ sagte der Michel, „ich spiele nicht Karten;“ — damit wandte er ihm den Rücken und rief der Wirthin zu: „Base Margreth, ein Glas Wein!“ — „Was? Du spielst nicht?“ sagte der Grünrock: „nun, so komm nur her, setze dich her zu uns, bis du dein Glas Wein getrunken hast; es geht ja um Nichts, wir spielen nur zum Zeitvertreib.“ Ach, dachte der Michel, wenn es um Nichts geht, das ist ja nicht gespielt, und setzte sich neben den Jäger. In demselben Augenblick klopfte ein schöner junger Knabe, mit Locken wie von lauter Gold, ans Fenster der Stube, und rief: „Meister Michel, auf ein Wort! Der Herr Straßenwirth schickt mich her.“ — „Ach was,“ rief der Michel, ohne sich umzusehn, und mischte eifrig die Karten,

„schick ihn wieder, ich weiß schon was er will! Wer spielt aus, und was ist Trumpf? — Gestochen! Da ist das Eckſteinaß!" — So wandte er seinem guten Engel, denn das war der schöne blonde Knabe gewesen, schnöde den Rücken, dachte gar nicht mehr an den Pakt, den er erst vor Kurzem mit seiner Frau gemacht, und spielte mit einem Eifer und einer Leidenschaft, als ob es um vieles Geld ginge, und fast mit jedem Stich gewann er. Endlich sagte der Jäger: „Ei, Michel, was bist du doch für ein Glückskind! Möchtest du denn nicht einmal um einen Kreuzer spielen?" — Nun, es ist jetzt schon einerlei, dachte der Michel, gespielt ist gespielt, und er rief ihm zu: „ja, laßt uns den Stich um einen Kreuzer spielen, denn es ist jetzt schon einerlei." Da klopfte der schöne Knabe abermals ans Fenster und rief: „Michel, so komm doch einmal, nur auf ein Wort." — „Laß mich jetzt in Ruhe!" rief der Michel, spielte aus und schrie lustig: „Kreuz und Pik und Eckstein und noch einmal Pik!" — Es blieb nicht bei einem Kreuzer, sondern die Spieler gingen allmählich höher und höher hinauf, ja zuletzt stiegen sie bis zu zwei und drei Gulden, nnd der Michel gewann fast jede Partie. Als sie endlich aufhörten zu spielen, und sich erhoben, um nach Haus zu gehen, sagte der Grünrock: „Michel, ich kann dich jetzt nicht bezahlen. Weißt du was, ich will dir meinen Fingerring da zum Pfand geben; du kannst ihn so lange behalten, bis ich ihn wieder einlöse. Es ist ein gar kostbarer goldener Ring; denn da in dem rothen Karfunkel drin steckt ein heimlicher Zauber. O schau doch nur her, wie er Einen anblitzt!" — Da klopfte es zum dritten und letzten Male ans Fenster, und sein

guter Genius rief noch einmal mit trauriger Stimme herein: „O Michel, so komm doch, ehe es zu spät ist!" Allein der Michel hörte nicht auf ihn, und der Jäger sagte: „Laß ihn stehen, wenn er nicht vom Fleck gehen will. Da nimm den Ring, und wenn du keinen Kreuzer Geld mehr im Sack hast, so kann es dir nicht fehlen; denn wenn du den Ring an den Finger steckst, und einmal des Tages in den Sack greifst, so wirst du jedesmal einen funkelnagelneuen Brabanterthaler darin finden. Nur laß dir nicht beikommen, es an einem Feiertag zu probiren, das rath' ich dir denn dann wäre es aus mit der Kraft des Ringes. Jetzt gute Nacht, Michel! Wenn du mich brauchst, so ruf' mir nur; du weißt ja doch wohl schon, daß ich Vizli-Buzli heiße, und daß ich recht gut höre, wenn man mich ruft?" — Währenddem saß seine arme Frau daheim im einsamen Kämmerlein, und las in der Bibel und im zerrissnen Gebetbuch. Wie der Michel zur Thüre hereintrat, fing er an zu fluchen und zu schimpfen, und schrie: „Muß ich dich schon wieder mit deinen roth geweinten Augen und bei deinem ewigen Beten da finden? — Schau doch einmal, was ich gewonnen habe! Einen goldenen Ring mit einem Karfunkel!" — Als Kathrine den Stein erblickte, erschrak sie gar sehr und rief: „o Jesus! was seh' ich, den rothen Karfunkel! Das ist kein gutes Wahrzeichen!" und fiel in Ohnmacht. — Ach wäre sie doch lieber nicht mehr erwacht, die arme gute Frau! Wie viel Gram und Sorgen, die der Unglücklichen noch warteten, wären ihr dann nicht erspart worden!

Von da an wurde es täglich schlimmer mit dem Michel. Auf allen Kirchweihen und Jahrmärkten konnte man ihn

herumflankiren sehen; es gab kein Volksfest mehr weit und breit, wo er nicht dabei gewesen wäre, und zu jeder Stunde des Tages konnte man ihn im Wirthshaus lungern und Karten spielen sehen. Arbeiten sah man ihn dagegen fast gar nicht mehr, und so war es denn freilich kein Wunder, wenn sein schönes Anwesen täglich mehr herab und ein Stück Feld nach dem andern an den Stab kam; was waren denn die zwei Gulden, die ihm der Karfunkel täglich eintrug, für einen Menschen mit solchen Gelüsten und mit einer so furchtbaren Leidenschaft, wie das Kartenspielen, welches ihn von Tag zu Tag mehr in Schulden stürzte, aus denen er gar nicht mehr herauskam? — Seine arme Frau daheim verging indessen fast vor Gram und bitteren Thränen. Kam er dann doch einmal wieder heim, so gab es statt des Willkommens schnöde Reden, wie zum Beispiel: „Bist du da, du Säufer?“ und dergleichen Freundlichkeiten mehr. Mit lallender Zunge fluchte dann der Michel, gab ihr ähnliche Antworten zurück, und schlug sie sogar. Sein Lebenswandel war jetzt ein so liederlicher, daß bald Jedermann im Dorfe daran Aergerniß nahm. Bald mußte er hinauf zum Pfarrer, bald zum Gericht, bald sogar in Begleitung von Gensdarmen in den Thurm; und wenn er nun schon schlimm genug hineinkam, so kam er noch schlimmer wieder heraus, zumal wenn ihm der Böse im Ohr lag, und ihm Gift und Geifer ins Blut mischte. — So trieb er's denn sieben Jahre. Als ihm sein Freund, der höllische Vizli-Buzli, gerade wieder einmal aus dem Thurm herausgeholfen, nahm dieser das Wort und sagte: „Jetzt komm, Michel, wir gehen mit einander ins Wirthshaus! Ob du jetzt gleich heimgehst mit

den Stockstreichen, die sie dir gegeben haben! Was dir deine Frau zum Willkommen gekocht hat, wird dich ohnehin nicht brennen! Hör', Michel, du dauerst mich und wenn ich daran denke, wie es dir geht, und wie dir deine Frau das Leben sauer macht, so möchte es mir fast das Herz absprengen. So ein Mann wie du bist, der täglich seine zwei Gulden verthun kann! Du bist zwar glücklich im Kartenspiel, aber mit dem Heirathen hast du es nicht getroffen, das kann ich dir schon sagen. Bedenke nur einmal, wie gut du es haben könntest, wenn du allein wärest; man sieht dir's ordentlich an, wie's dich peinigt, und wie dir die Adern anschwellen. Komm, trink ein Glas Schnaps, das kühlt dir den Zorn ab." Während nun der Michel mit dem Vater der Lüge im Wirthshaus zechte und spielte, saß die arme Kathrine mit zusammengeschlagenen Händen in tiefen Gedanken auf der Ofenbank, und blickte durch Thränen zum Himmel empor. Endlich schluchzte sie laut auf und sagte: „Sieben Jahre und sieben Kreuze! So ists' denn richtig wahr geworden, was mir damals geträumt hat, und so wird denn Gott meinen Leiden wohl bald einmal ein Ende machen. Eine schwere Ahnung überkam sie, und sie nahm ein Gebetbuch zur Hand und betete in Todesgedanken. Da schnellte der Michel plötzlich die Thür auf und schnauzte sie an mit den Worten: „Heulst du mir schon wieder? Du hast es nöthig, du Schlange! — — Koche mir einmal Sauerkraut, ich bin hungrig." „Das ist jetzt nicht möglich," sagte die Frau traurig, „es ist nirgends mehr Feuer." „Sauerkraut will ich, sag' ich dir; ich stoße dir das Messer in den Leib, wenn du nicht gleich gehst." „Lieber heute als morgen,"

sagte die Frau, „du bringst mich doch noch unter die Erde, und es ist ja ein Weg wie der andere, der ins Grab führt, und unsern kleinen Buben hast du mir ja so schon umgebracht.“ „Was?“ schrie der Michel, außer sich vor Wuth und Zorn, „dich soll ja doch gleich der Teufel holen, du böse Sieben du!“ — Das Messer blitzte in seiner Rechten, und im nächsten Augenblick stürzte die arme Frau, von seiner Hand tödtlich getroffen, mit einem Schmerzensschrei zu Boden. „O, mein blutiges Herz!“ stöhnte sie mit schwacher Stimme, indem sie noch einmal die Augen aufschlug; „komm jetzt, du Pikbub, mit deiner Schaufel; da hast du mich, schaufele mich hinunter unter die Erde!“ — Und so ging denn der verhängnißvolle Traum der armen Kathrine Wort für Wort in Erfüllung. —

Nach vollbrachter That ergriff den Michel plötzlich ein panischer Schrecken. Es hielt ihn nicht länger mehr an dem Ort seiner Gräuelthat. Von Reue und Gewissensbissen gequält, floh er ins Feld hinaus. Jedes, selbst das leiseste Geräusch erschreckte ihn, machte ihn erbeben, und während er so dahinlief, schien es ihm, als wankte der Boden unter ihm. Da vermochte er nicht mehr länger an sich zu halten und voll Angst rief er: „Bizli-Buzli! rathe du mir jetzt, was ich thun soll!“ Da trat der Grünrock hinter dem Nußbaum hervor, und fragte ihn mit eisiger Ruhe: „Was fehlt dir denn, Michel?“

„Meine Frau hab ich erstochen,“ gab ihm der Michel zur Antwort, „jetzt hilf und rath mir, was ich jetzt thun soll?“ — „Ist es nichts weiter, als das?“ sagte der Böse. „Das ist doch zum Lachen! Es ist

wirklich der Mühe werth, mich wegen einer solchen Kleinigkeit da so zu erschrecken, daß ich Wunder glaubte, was los wäre. — Närrchen!" setzte er dann nach einigem Nachdenken hinzu, „da in deiner Heimath kannst du jetzt nicht mehr länger bleiben, denn es möchte Verdruß geben und dir an den Kragen gehen. Ist nicht dort der Rhein? Komm, ich will dich begleiten, es steht gerade ein Schiff am Gestade; das besteigen wir und sehen, daß wir weiter kommen. Ueber der Gränze thut dir kein Mensch mehr was." — Gesagt, gethan. — Im Sungäu stiegen sie frisch ans Land, und gingen quer mit einander durch's Feld. In einem einsamen Wirthshaus war noch Licht zu sehen, obgleich es schon spät Abends war. Als sie dort ankamen, sagte der Grünrock: „Laß uns doch einmal sehen, wer noch da drin ist; wer weiß, vielleicht schlägst du dir da deine trüben Gedanken aus dem Kopf." — Es saßen nur noch ein paar verspätete Kartenspieler darin, was dem Michel und seinem Begleiter, wie sich von selbst versteht, gerade recht war. Sie traten ein und setzten sich nach dem üblichen Gruß gleich zu den Spielern an den Tisch, und es währte nicht lange, so hatten sie auch schon Bruderschaft mit denselben getrunken, und nun fingen sie erst recht an, mit einander zu zechen und zu spielen. Bald war es unheimlich still und ruhig im Wirthszimmer, und man vernahm zuletzt nichts mehr, als die leidenschaftlichen Ausrufe der Spieler: „Kreuz ist Trumpf! Und noch einmal Kreuz Trumpf! Kennt ihr die da, he? Und die da ist gestochen! Und noch einmal einen Trumpf!" — „Und das Herz ist gestochen!" sagte der Böse mit einem höllischen Seitenblick auf den Michel, daß es ihm in die Seele hineinschnitt. Es

schlug jetzt halb zwölf Uhr. Ach, doch es kam jetzt kein lockiger Knabe mehr ans Fenster, den Michel zu warnen; jetzt war es vorbei mit ihm und seinem Glück. O, wie spielte er so ungeschickt an diesem Abende! Das Wort: „Das Herz ist gestochen!" klang ihm wie teuflischer Hohn ins Ohr, und so oft er abermals einen Stich verlor, wiederholte der Vizli-Buzli das Wort langsam und grinste ihn hämisch an dazu. — So verlor er nach und nach sein ganzes nicht unbedeutendes Geld. Da gab die Schwarzwälder Uhr jenen rasselnden Ton von sich, der bei dieser Art Uhren gewöhnlich dem Stundenschlage vorherzugehen pflegt, und man wußte also, daß es jetzt gleich zwölf Uhr war. Doch der Michel ließ sich nicht warnen; er spielte mit immer schlechteren Karten, und blieb sogar schon schuldig, was er an Geld verlor. Da schlug es zwölf Uhr. Darauf schien der Michel gewartet zu haben; denn sowie der letzte Ton verklungen war, griff er mit zusammengebogenem Finger in den Sack und fragte lustig: „Wer wechselt mir schnell noch einen neuen Brabanterthaler?" — „Schlechtes Geld das, Michel!" lachte der Jäger still in sich hinein, und wer beschreibt Michels Schrecken, als er statt eines Zweiguldenstückes eine Hand voll Glasscherben aus der Tasche herauszog! Mit einem furchtbaren Schrei sprang er in die Höhe und blickte entsetzt den Grünrock an. Dieser jedoch trank sein Schnapsglas leer und sagte: „Michel, komm jetzt! Der Wirth wird ins Bett gehen wollen, denn es kommen heute gar viele Gäste, weil ein lustiger Feiertag ist. — Du wirst doch wohl wissen, daß heute der St. Ludwigstag, der 25. August, ist?" — Da horchte der

Michel hoch auf: „Wie? Feiertag ist es?“ — Jetzt ging ihm plötzlich ein Licht auf, warum er in lauter Glasscherben gegriffen, statt in Geld. Er klammerte sich mit seinen Füßen an dem Fuß des Tisches fest vor lauter Angst und Verzweiflung, und drehte und drehte an seinem Finger; — es half ihm nichts mehr, es waren und blieben Glasscherben. — Da erhob er sich mit ängstlichem Beben, sprach kein Wort mehr und folgte dem Grünrock auf dem Fuß nach, gerade wie ein Opferlamm, welches zur Schlachtbank geführt wird. Ungefähr einen Büchsenschuß vom Wirthshaus entfernt, blieb der Buzli endlich stehen und sagte: „Schau, Michel, es steht kein Stern am Himmel, schwere Regenwolken bedecken ihn; es geht kein Lüftchen, es schwankt kein Ast, und kein Blättchen bewegt sich. Du bist mir auch so still, ich glaub' gar, du fängst mir an zu beten. Machst du dir denn nicht am Ende gar Vorwürfe, und ist dir vielleicht das Leben zur Last? Nun, wie du jetzt meinst! Ich muß selbst gestehen, daß dir am Ende fast keine andere Wahl mehr übrig bleibt. Schau, da ist ein Messer, ich hab' es auf dem letzten Jahrmarkt gekauft. Gehe und schneide dir selbst die Gurgel ab, so brauchst du kein Trinkgeld dafür zu zahlen.“ — So sprach der Grünrock, und lachte dazu. Der Michel in seiner Todesangst und Verzweiflung nahm das Messer und that, wie ihm der Buzli gerathen: — er starb den feigen und ruchlosen Tod eines Spielers und Selbstmörders. —

Ihr habt doch wohl schon errathen, meine lieben kleinen Leser, wer der böse Grünrock und wer der schöne lockige Knabe waren? Wer es noch nicht weiß, demwill ich es jetzt sagen Also der Jäger, der böse Kamerad vom Michel, das ist

niemand Anderer als der Böse, der den Menschen, wenn er nicht mehr beten und arbeiten mag, von Tag zu Tag mehr in Sünden und Laster, und zuletzt in Tod und Unglück stürzt. — Der lockige Knabe hingegen, das ist das Gewissen; wer seinen leisen Warnungen folgt, der kann nicht zu Grunde gehen, denn mit dem ist Gott und sein guter Engel. — Nicht wahr meine jungen Freunde, jetzt versteht ihr die schöne Geschichte vom Karfunkel.

[J. P. Hebel.]

Tod und Leben.

In Syrien war einmal ein Mann, der schritt ruhig die Landstraße hinauf und führte ein Kameel am Halfter. Plötzlich fing das sonst so fromme Thier an scheu und wild zu werden, und schnaubte so schrecklich, und schlug so um sich, daß seinem Führer angst und bange ward, und daß er vor ihm die Flucht ergriff. Als er so dahinlief, kam er zufällig an eine Art Cisterne, und da er das wüthende Thier dicht hinter sich dreinkommen und schnaufen hörte, und nicht wußte, wo er sich geschwind vor ihm hinflüchten sollte, sprang er ohne weiteres Bedenken in den Schacht des Brunnens hinein. Doch stürzte er zum Glück nicht sogleich hinab, sondern blieb in schwebender Stellung an einem Brombeerstrauch hängen, der aus einer Mauer-Spalte des Brunnens hervorgewachsen war. Er suchte sich nun, indem er seine Lage, in welche er da so plötzlich gerathen war, bitter beklagte, an dem Strauch so gut als möglich fest zu halten, und nachdem ihm dieses

gelungen war, wagte er endlich einen Blick in die Höhe zu werfen. Doch was sah er da zu seinem Schrecken? — Den Kopf des Kameels, das ihn, über den Rand des Brunnens hingebeugt, wüthend anschnaubte; — und der Kopf war ihm so furchtbar nahe, daß er jeden Augenblick befürchten mußte, von ihm ergriffen zu werden. In seiner Herzensangst blickte er in den Grund des Brunnens hinab. Doch wie erschrack er da erst! Auf dem Grund saß nämlich ein Drache mit gähnendem Rachen, bereit, ihn sowie er hinunterstürzte, auf der Stelle zu verschlingen. Doch nicht genug, daß der Arme so in zwei gräßlichen Gefahren schwebte; bald zeigte sich ihm auch noch eine dritte, und zwar dicht in seiner Nähe. Es saßen nämlich in dem Riß der Mauer, aus welchem der Strauch herausgewachsen war, ein paar Mäuse, und zwar eine weiße und eine schwarze. Diese waren damit beschäftigt, abwechselnd an dessen Wurzel zu nagen; sie zerrten und gruben daran herum, und suchten sie von der Erde zu befreien, und so oft ein Bröckchen der letzteren in den Brunnen hinabfiel, blickte der Drache auf, gleichsam, als wollte er sehen, wie lange es denn noch dauerte, bis der Strauch mit seiner Last hinunterfiele. So hing nun der Arme nicht nur jämmerlich schwebend an dem Strauch, sondern er mußte sich auch noch von allen Seiten geängstigt und bedroht sehen; nirgends zeigte sich ihm eine Möglichkeit zur Rettung aus dieser Noth, und seine Angst war daher eine gräßliche. Während er nun so ganz trostlos auf Rath und Hilfe sann, und sich nach allen Seiten hinwandte und spähte, sah er auf einmal an dem Strauch einen Zweig, der voll war von reifen Brombeeren. Dieser Anblick war

doch wieder zu verlockend für den armen Mann, als daß er ihm hätte widerstehen können. Das wüthende Kameel, der lauernde Drache, die beiden Mäuse, kurz, Alles war auf einmal vergessen. Er ließ das Kameel zu seinen Häupten schnauben, den Drachen unter sich lauern, und die Mäuse neben sich nagen, und griff behaglich nach den lachenden Beeren und ließ sie sich recht gut schmecken, und über dem Genuß der süßen Frucht war mit einem Male all seine Furcht verschwunden.

Und nun will ich dir, mein lieber kleiner Leser, auch die Auslegung von diesem Gleichniß sagen. Der also bedrohte Mann ist der Mensch. Der Drache auf dem Grund des Brunnens ist der Tod, der beständig mit offenem Rachen auf den Menschen lauert. Das drohende Kameel ist die Angst und Noth des menschlichen Lebens. Der Mensch ist es, der da am grünen Strauch der Welt hängt und beständig zwischen Tod und Leben schwebt. Die beiden Mäuse, die an der Wurzel des Strauches nagen, sind der Tag und die Nacht. Die schwarze nagt versteckt vom Abende bis zum Morgen, und die weiße vom Morgen bis zum Abende am Leben des Menschen. Die süßen Beeren, das sind die Freuden und Genüsse dieser Welt, die ihn, obschon er beständig von allen möglichen Gefahren bedroht ist, dennoch so reizen und locken, daß er das Kameel, das ist die Lebensnoth, daß er den Drachen, den Tod, und die zwei Mäuse, nämlich Tag und Nacht, vergißt, und nur stets darauf bedacht ist, recht viele von den süßen Beeren, den vergänglichen Lebensfreuden

die aus dem Grund des Grabes hervorwachsen, zu erhaschen und zu genießen.

[Friedrich Rückert.]

Der Kampf mit dem Drachen.

Ihr wißt doch wohl, meine lieben Kleinen, wie das gelobte heilige Land, wo unser Herr und Heiland einst lebte, lehrte, und zuletzt den Tod am Kreuzesstamm erlitt, später unter die Gewalt der blinden Heiden gerieth, und welche Leiden und Qualen die armen Christen von den ungläubigen Sarazenen, Mongolen und Türken, die nach einander die heilige Stadt und ihre geweihten Orte plündernd und erobernd in Besitz nahmen, zu erdulden hatten; wie dann nach und nach der Hilferuf und das Wehgeschrei der Bedrängten bis zum Thron des heiligen Vaters in Rom drang, wie dieser durch Boten und eigenhändige Briefe an Könige und Fürsten die Christenheit der ganzen Welt zum Kampfe gegen die grimmen Feinde des Evangeliums aufrief, und wie dann unzählige glaubenseifrige Männer und Frauen, ja sogar Kinder mit dem Rufe: „Gott will es!“ sich das Zeichen des Kreuzes auf die Brust hefteten, und Eltern und Geschwister, Heimath und Vaterland verließen, und sich dem Heer der Christen anschlossen, und nach der heiligen Stadt zogen, um das Grab des Erlösers, und all die heiligen Orte, wo er gewandelt und gelehrt, aus der Gewalt der Heiden zu befreien. Es war das die Zeit der Kreuzzüge. — Zahllose fromme Brüder-

schaften und Orden wurden damals von Fürsten und Edlen gestiftet zum Schutz und Schirm der Pilgrime, und zur Wartung und Pflege der Kranken. Einer der herrlichsten und glorreichsten Orden dieser Art war nun der Orden des heiligen Johannes des Täufers, auch der Johanniterorden geheißen. Der Hauptsitz dieses Ordens, der sehr reich und mächtig war und fast aus lauter Söhnen von Fürsten, Grafen und Baronen bestand, war, besonders in späterer Zeit, Rhodus, eine schöne, blühende Insel, welche unten im griechischen Meer und auf dem Seewege nach Syrien und Palästina, d. h. nach dem gelobten Lande gelegen ist. Der Großmeister des Ordens war damals so mächtig, daß seine Macht fast der eines Königs gleichkam; für die andern Glieder des Ordens dagegen, die zugleich Priester und Soldaten waren, lauteten die Gesetze sehr strenge, und schwere Strafe traf Jeden ohne Unterschied, der sich unterwand, denselben in irgend einer Hinsicht zuwider zu handeln, und wäre seine Absicht dabei auch noch so schön und gut gewesen; denn nicht die Pflicht des heiligen Kampfes gegen die sarazenischen Heiden, nicht die Pflicht, in selbstvergessender Demuth der Wunden und Kranken im Spitale zu warten, sondern das Gelübde des Gehorsams und der unbedingten Unterwerfung war das höchste Gebot in diesem Orden, und wer gegen dieses fehlte, der wurde für unwürdig gehalten, ihm länger anzugehören; nicht Muth und Tapferkeit, sondern bloß Demuth und Gehorsam, weil sie schwerere Pflichten sind als jene, wurden mit Kränzen der Ehre und des Ruhmes belohnt; — ein schönes Beispiel dieses Sinnes und dieser Denkungsart gibt uns

unser großer deutscher Dichter Friedrich v. Schiller in folgender Erzählung:

Der Großmeister des Ordens von Rhodus stand einstens auf dem flachen Dach seines Palastes und sah auf die weiten Straßen und Plätze der Stadt hinab, denn ein ungewöhnliches Gewühl und Geschrei zog seine Blicke auf sich. „Was gibt es denn da unten?“ sprach er zu sich selbst; „warum wälzt sich denn das Volk so brausend durch die langen Gassen hin? Droht Rhodus vielleicht unter Feuersflammen zusammenzustürzen? Droht Sturm und Empörung? — Ich sehe das Volk zusammenströmen, und höre es toben, schreien und jubeln, und hoch zu Roß unter dem Haufen des Pöbels seh' ich einen Ritter die Straße herunterziehen und hinter ihm, welches Wunder! bringen sie ein ungeheueres Thier dahergezogen an Stricken und Seilen! Welches furchtbare Bild! Seiner Gestalt nach ist es ein Drache, mit dem weiten Rachen eines Krokodils, und Alles blickt mit Staunen bald nach dem Ritter, bald nach dem Ungethüm hinter ihm.“

So sprach der Großmeister zu sich selbst, und stieg dann die hohe Treppe von Marmor hinunter, und begab sich in den Saal des Palastes, um nach dem Grunde des sonderbaren Getümmels unten zu forschen. — Im Zuge selbst indessen wurde der Jubel größer und größer, und tausend Stimmen riefen: „Das ist der Drache; kommt und seht, der uns Hirten und Heerden verschlang! Das ist der Held, der ihn endlich bezwungen hat! Ja, es zog schon so mancher Andere vor ihm ins Gebirge hinaus, um den Kampf mit dem ürchterlichen Ungethüm zu bestehen, doch ist keiner mehr

zurückgekommen; darum Preis und Ehre und Heil dem kühnen Helden!"

So machte sich der tausendstimmige Jubel des Volkes Luft, während der Zug dem Kloster des heiligen Johannes des Täufers näher und näher kam, und endlich am Thor desselben stillstand.

Der Großmeister befahl auf der Stelle, den Zug in den Palast hereinzulassen und das Volk, mit lautem Geschrei die Stufen des Geländers füllend, drängte sich lärmend und tobend in den Saal hinein, wo in Eile sämmtliche Ordens-Mitglieder von dem Meister zum Rathe zusammenberufen worden waren.

Endlich, nachdem sich der Sturm ein wenig gelegt, und Ruhe und Schweigen geboten worden war, trat der Ritter, zwar noch ein Jüngling an Jahren, doch schon ein Mann an Löwenmuth und Tapferkeit, und selbst ein Mitglied des Johanniterordens, aus dem Schwarm des Volkes hervor, ging bescheiden auf den Meister zu, der mit strengem, ernsten Greisenangesicht herrschend auf einem Throne saß, und sich ehrfurchtsvoll verneigend ergriff er das Wort und sprach: „Herr, ich habe gethan, was die Ritterpflicht mir gebot, und habe den Drachen getödtet, der das Land verheerte; frei kann jetzt der Wanderer seinen Weg wandeln, und der Pilger kann wieder freudig zum Gnadenbild der h. Jungfrau wallfahrten gehen." Der Fürst aber blickte ihn strenge an und sagte: „Deine Pflicht hast du gethan als Held, der Muth ist des Ritters Schmuck und Zierde; auch einen kühnen Geist hast du dadurch gezeigt, doch sage mir, mein Sohn, welches ist die erste Pflicht des Ritters, der sich mit dem Kreuze schmückte, und



„Kampf mit dem Drachen"
von Schiller.

der das Schwert für unsern Heiland nahm?" — Bei diesen Worten erblich das ganze Volk. Doch der Jüngling sagte, indem er sich mit edelm Anstand erröthend vor dem Großmeister verneigte: „Gehorsam ist die erste Pflicht, die ihn dieses Schmuckes würdig macht." — „Und diese Pflicht, mein Sohn, hast du nun frech verletzt," sprach der Großmeister. „Du hast den Kampf, der durch das Gesetz streng verboten war, mit Frevelmuth unternommen." Mit gesetztem Geist sprach da der Jüngling: „Herr, richte nicht, bevor du genau vernommen, wie sich die Sache eigentlich verhält; treu glaubte ich den Willen des Gesetzes zu befolgen, denn nicht unbedachtsam zog ich aus, das Ungeheuer zu erlegen; nur durch List und klugen Sinn bin ich Sieger in dem Kampf geworden. Schon fünf Ritter unseres Ordens, die Zierden der Christenheit, waren die Opfer ihres kühnen Muthes geworden, da verbotest du endlich dem Orden den Kampf mit dem Drachen; doch der Unmuth und die Begierde, mit dem Drachen zu kämpfen, zernagten mir mein junges Herz, und selbst des Nachts in meinen Träumen befand ich mich im wilden Gefechte mit ihm. Und so oft der dämmernde Morgen wieder von einem neuen Unglück Nachricht brachte, erfaßte mich ein mächtiger Gram, und so beschloß ich denn, es frisch zu wagen; und oftmals fragte ich mich dann selber: was schmückt den Jüngling, was ehrt den Mann? Was thaten denn die tapfern Helden, die von den Sängern noch jetzt besungen werden, und die von den blinden Heiden zu Göttern erhoben wurden? In kühnen Abenteuern befreiten sie die Welt von Ungeheuern, und um so manches arme Opfer zu befreien, verspritzten sie ihr Blut und stürzten

sich wild in den Kampf mit mächtigen Löwen und ungeheuern Krokodilen, Drachen und Schlangen. Ist denn nur der Saracen es werth, daß das Schwert des Christen ihn bekämpfe? Soll er nur gegen die Heiden kämpfen, da er sich doch der ganzen Welt zum Retter gelobt hat? und da sie sein starker Arm doch von jeder Noth und jeder Plage befreien soll? — Doch muß vor allen Dingen die Klugheit seinen Muth leiten, und mit der Stärke muß auch die List verbunden sein. So sprach ich oft zu mir selbst, wenn ich allein auszog, die Spuren des Raubthieres zu suchen. Da sagte es mir endlich mein Geist, wie ich es anfangen müsse, um das Ungeheuer zu erlegen, und froh rief ich aus: Ich hab's gefunden! — Und so trat ich denn zu dir und sprach: es zieht mich gewaltig zurück nach meiner Heimath; du, o Herr, gewährtest sogleich mein Gesuch, und ließest mich heimwärts ziehen. Glücklich hatte ich bald das Meer durchschnitten. Kaum war ich nun daheim angelangt, so machte ich mich sofort an's Werk, um den Plan, den ich mir zur Bezwingung des Ungeheuers ersonnen, so schnell als möglich zur Ausführung zu bringen. Ich sagte nämlich zu mir selbst: Woher kam es denn wohl, daß all' die anderen Ritter, welche in den Kampf mit dem Drachen gezogen waren, so schrecklich umkamen, und daß es Keinem von diesen, obgleich sie doch auch kühn und tapfer, und Löwen in der Schlacht waren, gelang, das Ungethüm zu besiegen? Und da kam ich denn endlich auf den Gedanken, daß die Ursache hievon der Umstand gewesen sein möchte, daß das R o ß und die R ü d e n, die jene kühnen Helden mit auf die Jagd nahmen, vielleicht allzusehr vor dem scheuß-

lichen Lindwurm zusammenschracken und ihre Herren nicht gehörig unterstützten, sondern davonliefen, und durch ihre Angst und Scheu die Gefahr nur noch größer machten. — So sann ich mir denn einen listigen Plan aus, um meine treuen Thiere schon vorher an das Bild und den Anblick des Drachen zu gewöhnen; — ich ließ nämlich einen klugen Meister kommen, und mir von seinen Händen getreu nach der Natur einen künstlichen Drachen von Holz und Eisen machen; — auf kurzen Füßen stand er da; mit langem Leib; den Rücken umgab ein schuppiger Panzer, gleichsam zum Schirme des Drachen. Sein langer, dünner Hals streckte sich drohend empor, und gräßlich gähnte das Bild mit weitem Rachen, und furchtbar aus dem schwarzen Schlunde ragte eine Reihe stachlichter Zähne hervor; die Zunge glich der Spitze eines Schwertes, und Feuer sprühten die kleinen Augen, und das Ende des ungeheuern Rückens glich einer Schlange, die sich fürchterlich ringelte, und Mann und Roß zu umschlingen drohte. Und so ließ ich denn Alles genau nachmachen und dann mit einem häßlichen Grau anstreichen; halb schien's ein Wurm, halb ein Molch, und halb ein Drache, der aus giftigem Sumpf entspringt. Und als das Bild nun endlich fertig war, nahm ich ein paar Doggen, welche, — gewaltig, schnell, und von flinken Beinen, gewohnt waren, den wilden Auerochs zu greifen; die erhitzte ich zuerst zum wilden Grimme, darauf hetzte ich sie, daß sie mit ihren scharfen Zähnen den Drachen angriffen, und da wo des Bauches weiches Fell den scharfen Zähnen sich zeigte, da reizte ich sie besonders, das Ungeheuer anzupacken und es mit ihren spitzigen Zähnen zu zerfleischen; ich selbst nahm einen Wurf-

spieß, bestieg dann mein arabisches Roß von adeliger Race, und nachdem ich es zum höchsten Zorn gereizt, stürzte ich auf den Drachen los und ließ mein Geschoß gegen das Ungethüm fliegen, um es zu durchbohren. Wild bäumte sich zwar Anfangs mein Roß, und knirschte schäumend in die Zügel, und ängstlich stöhnten meine Doggen, doch ruhte und rastete ich nicht, bis Roß und Rüden vollkommen daran gewöhnt waren. Das übte ich nun ohne Unterlaß drei Monate lang mit ihnen fort, und als sie endlich Alles recht begriffen hatten, führte ich sie auf schnellem Schiff hieher, und heute ist es nun der dritte Morgen, daß ich wieder hier angelangt bin. Ich gönnte mir keine Ruhe, bis das große Werk vollbracht war, denn der neue Schmerz des Landes erregte meinen Zorn noch mehr, und als ich hörte, daß man schon wieder Hirten, die sich wahrscheinlich in den Sumpf verirrten, zerrissen gefunden habe, da beschloß ich rasch zu handeln, nur mein Herz fragte ich um Rath; ich unterrichtete nur noch schnell meine Knappen, bestieg mein arabisch Roß, und ritt auf geheimen Pfaden, von meinen edeln Doggen begleitet, dem furchtbaren Feinde muthig entgegen. Das kleine Kirchlein auf dem Felsen droben, der weit und breit über die Insel hinschaut, kennst du ja, Herr; arm und klein scheint es zwar; doch schließt es ein wunderthätiges Bild ein, die Mutter mit dem Jesuskind, dem die heiligen drei Könige ihre reichen Gaben bringen. Neunzig Stufen muß der Pilger steigen, bis er die steile Höhe erreicht hat, und langt er endlich schwindelnd droben an, so erquickt ihn die Nähe seines Heilands. Tief in dem Felsen, auf dem die kleine Kirche steht, befindet sich nun eine Grotte,

die vom Wasser des nahen Sumpfes befeuchtet wird, und wo kein Strahl des Himmels hindringt; da hauste der Wurm und lauerte Tag und Nacht auf seine Beute; so hielt er wie ein Höllenungeheuer Wache am Fuße des Kirchleins, und wollte nun ein frommer Pilger nach dem Gnadenorte wallfahrten, und lenkte er in die Unglücksstraße ein, da stürzte der ungeheuere Feind aus seinem Hinterhalt hervor und schleppte ihn zum Fraße fort. Ehe ich nun den Kampf begann, stieg ich den Felsen hinauf, kniete vor dem Christuskind nieder, befahl mich seinem Schutze und bat um seinen Segen zu meinem furchtbaren Kampfe; darauf gürtete ich mich in der Kirche mit dem blanken Schmuck der Rüstung, nahm den Spieß in meine rechte Hand, und so zum Kampf ausgerüstet, stieg ich den Felsen wieder hinab; scheidend ertheilte ich meinen Knappen noch den Befehl, zurückzubleiben, schwang mich behende auf mein Roß, und indem ich meine Seele Gott empfahl, eilte ich dem Ort zu, wo das Ungeheuer lauerte. Kaum war ich auf dem flachen Rücken des Berges angelangt, so schlugen auch schon meine Doggen an und mein Roß fing bange an zu keuchen, es bäumte sich und wollte nicht mehr von der Stelle gehen; denn nur wenige Schritte von uns entfernt lag, zu einem Knäuel zusammengeballt, das scheußliche Ungeheuer, und sonnte sich auf dem warmen Grunde; meine flinken Hunde jagten es sogleich auf, doch wendeten sie sich schnell wieder, als es gähnend seinen furchtbaren Rachen aufsperrte, und einen giftigen Wind von sich blies und winselte wie ein Schakal heult. Doch schnell ermunterte ich sie wieder, den grimmigen Feind zu fassen, und mit starker Faust warf ich nach seinen Lenden meinen Speer;

doch dieser prallte wie ein dünnes Rohr an dem Schuppenpanzer ab, und ehe ich noch einen neuen Wurf gethan, bäumte sich mein Roß und wurde scheu von des Drachen wildem Blick und dem Wehen seines giftigen Athems, und sprang mit Entsetzen zurück: — und beinahe wäre es da um mich geschehen gewesen.

Schnell stieg ich nun von meinem Rosse ab und zog das Schwert hastig aus der Scheide und drang mit aller Macht auf das Ungeheuer ein; doch vergebens waren alle Streiche, die ich führte, den Schuppenpanzer zu durchbohren. Wüthend mit der Kraft des Schweifes warf es mich zur Erde nieder, schon sah ich seinen Rachen gähnen und mit den scharfen Zähnen nach mir hauen; doch wuthentbrannt warfen sich da plötzlich meine Hunde gegen seinen Bauch und versetzten ihm so fürchterliche Bisse, daß es, von ungeheurem Schmerz zerrissen, heulend von mir abließ, und ehe es sich noch den Bissen meiner Hunde entwunden hatte, hatt' auch ich mich schon wieder emporgearbeitet, forschte nach einer Blöße des Feindes, und stieß ihm mein Schwert, indem ich mit Macht damit bis an's Heft nachbohrte, tief ins Gekröse hinein, und ein Quell schwarzen Blutes sprang nun aus der Wunde; da sank es hin und begrub mich im Fall unter seinem Riesenleib; schnell vergingen mir die Sinne, und als ich neugestärkt erwachte, waren meine Knappen um mich versammelt, und zu meinen Füßen lag, in seinem Blute schwimmend, das getödtete Ungeheuer."

Nicht länger mehr vermochten nun die Zuhörer zu schweigen, Jedermann machte seinem freudig bewegten Herzen Luft, und ein ungeheueres Beifallrufen durchdröhnte den Saal,

als der tapfere Ritter mit seiner Erzählung zu Ende war; brausend wälzten sich im Widerhall die vermischten Stimmen fort, selbst seine Ordensbrüder forderten laut, daß seine Heldenstirn den Kranz erhalte, und im Triumphgepränge begehrte das dankbare Volk ihn dem Volke zu zeigen. Da umwölkte sich die strenge Stirne des Großmeisters, und er gebot dem Volke Schweigen. Dann sprach er: „Den Drachen, der so vieles Unheil über dieses Land brachte, den hast du wohl mit tapferer Hand erschlagen, und bist darum dem Volke zum Gott geworden; jedoch zu deinen Brüdern kommst du als ein Feind zurück, und ein Wurm, noch viel gefährlicher, als dieser Drache war, hat sich in dein Herz geschlichen: der Wurm nämlich, der Zwietracht und Verderben sät, der hochmüthig widerspenstige Geist, welcher stolz der strengen Zucht unseres heiligen Ordens widerstrebt, welcher sein heiliges Band zerreißt und zuletzt nothwendig die Welt zerstören muß; Muth haben auch die blinden Heiden, ein noch schönerer Schmuck des Christen ist jedoch der Gehorsam; denn auf dem heiligen Grunde, wo unser Herr und Heiland in seiner Blöße und Demuth gewandelt, stifteten unsere Väter diesen Orden, wo man die schwersten Pflichten erfüllen und den eigenen Willen bändigen soll; da hingegen dich nur der eitle Ruhm bewegt hat, das Ungeheuer zu erlegen, so gehe mir aus meinen Augen; denn wer das Joch des Herrn nicht tragen kann, der darf sich auch nicht mit dem Kreuze schmücken.“

Bei diesen Worten durchlief ein unzufriedenes Gemurmel den Saal und es erhob sich ein wahrer Sturm gegen den Großmeister; selbst seine Ordensbrüder flehten um Gnade

für den tapfern Jüngling. Dieser schlug jedoch die Augen voll Demuth zu Boden, legte bescheiden die Ordensgewänder und heiligen Zeichen ab, küßte die Hand des Großmeisters, und ging. Da rief ihn der Großmeister, der ihm voll Vaterliebe nachgeblickt, plötzlich wieder zurück und sagte: „Jetzt komme in meine Arme, mein Sohn, und nimm zum Lohne für deine Demuth dieses goldene Kreuz; denn

Dir ist der schwerere Kampf gelungen,
Der Kampf der Demuth, die sich selbst bezwungen."

[F. Schiller.]

Die wandelnde Glocke.

Es war einmal ein Kind, das ging nicht gern in die Kirche, und an Sonn- und Feiertagen fand es gewiß allemal eine Ausflucht, um nur ja nicht in die Kirche gehen zu müssen, und lief statt dessen lieber auf's grüne Feld hinaus, um zu spielen. Einmal sagte die Mutter nun wieder zu ihm: „Hörst du es, mein Kind, wie die Glocke läutet und dich zur Kirche ruft? Spute dich und mache, daß du hineinkommst, denn ich will es haben." — Doch das Kind machte ein gar böses Gesicht zu dieser Ermahnung. Als das die gute Mutter sah, sprach sie: „Du wirst schon sehen, wenn du dich nicht endlich ans Kirchengehn gewöhnst, so wird die Glocke sicher noch einmal selbst kommen und dich abholen." — Doch das Kind dachte: „Ach was, die Glocke hängt ja so fest

droben im Thurme; die Mutter hat mich nur schrecken wollen;" — und husch, nahm es geschwind wieder seinen Weg ins Feld hinaus, gerade als ob es aus der Schule gelaufen käme. — Mittlerweile hatte das Glockengeläufe aufgehört, und das schlimme Kind war ordentlich froh, als es die Töne der Glocke nicht mehr vernahm. Ja seht ihr, meine lieben jungen Leser, das machte das böse Gewissen. — Auf einmal vernahm es jedoch ein Geräusch hinter sich, und was sah es, als es sich umsah? Es sah die Glocke hinter sich herwackeln. — Und so schnell kam sie daher gewackelt, daß das arme Kind vor lauter Schrecken gar nicht wußte, wo es nur schnell hinlaufen sollte. Und schon war sie ihm so nahe, daß es jeden Augenblick befürchten mußte, ganz und gar von ihr zugedeckt zu werden. Endlich, als das arme Kind wieder zu sich selbst gekommen war, nahm es einen neuen Anlauf, und lief plötzlich mit ungeheuerer Gewandtheit und Schnelligkeit über Stock und Stein davon, bis es endlich wie von selbst in die Kirche kam. Und das war eine gute Lehre für das Kind. Jeden Sonn- und Feiertag erinnerte es sich jetzt an den Schrecken, den ihm die Glocke dazumal verursachte, und mit dem ersten Glockenschlag konnte man es von nun an auch schon in der Kirche sehen; denn es wollte um Alles in der Welt nicht mehr von der Glocke in eigener Person abgeholt werden.

[J. W. Goethe.]

Die Kraniche des Ibykus.

Im schönen Griechenland wurden damals, als die Griechen noch Heiden waren, zu gewissen Zeiten gar herrliche Volksfeste gefeiert. Da wurden die Götter durch feierliche Umzüge der Priester und des ganzen Volkes, welches singend und jubelnd und mit Harfengetöne und Flöten der auf einem Wagen voranziehenden Gottheit folgte, und besonders durch mancherlei Spiele geehrt. Da rangen die Faustkämpfer in feierlicher Versammlung des ganzen Volkes um den Preis der Gewandtheit und der Kraft; da flogen die Jünglinge auf hohem, zweiräderigem Wagen sausend, und zwei schnaubende Rosse zügelnd, durch die staubige Rennbahn, und wer zuerst am fernherwinkenden Ziel anlangte, der erhielt als Siegespreis einen blühenden Oelzweig; die Sänger und Dichter des ganzen Landes, ja selbst die Sänger von den Ufern anderer Länder, kamen da heran zum fröhlichen Wettkampf des Liedes; sie schlugen mächtig die Saiten und sangen von den hohen Thaten der Vorzeit, und andachtsvoll lauschend saß das Volk umher, und ehrte den Sänger jubelnd wie einen König, und mit reichen Geschenken belohnt zog der Sänger in seine Heimath zurück. —

Ein solcher Sänger war nun auch Ibykus, ein Liebling der Götter, dem der Gott der Dichtkunst, Apollo, die Gabe des Gesangs und den süßen Quell der Lieder verlieh, und der aus Rhegium, einer Stadt des schönen Unteritaliens

gebürtig war. Der zog nun einstens auch gegen Korinth hinauf, wo es gerade damals ein solches Volksfest gab, und wohin die verschiedenen Völker Griechenlands bereits in froher Erwartung der Wagenkämpfe, und der noch schönern Wettkämpfe der einzelnen Sänger, gezogen waren.

Schon sah der Wanderer die Veste Akrokorinthus, welche auf einem hohen Bergesrücken hinter der Stadt Korinth lag, von der Ferne herüberwinken, und mit heiligem Schauer trat er in den Fichtenhain Poseidons ein, welches der Meergott der Griechen ist, und welchem die Stadt Korinth geheiligt war. Still war es ringsumher und nichts regte sich, nur ein Schwarm von Kranichen, die nach Ländern zogen, wo es im Winter noch wärmer ist, als in Griechenland, flog gerade in langem Zuge hoch in der Luft dahin. — Ibykus sah diesen Zufall als ein gutes Zeichen an, denn die Heiden, so gescheidt sie übrigens gewesen sind, waren in dergleichen Dingen ungeheuer abergläubischer Natur und hielten gewaltig große Stücke auf Zeichen und Vorbedeutungen; auch Ibykus rief daher freudig aus: „Grüß euch Gott, ihr Vögel meiner Heimath, die ihr mich so treulich zur See begleitet habt! Ich sehe euch als ein gutes Zeichen an! Ist doch unser Schicksal ein ganz ähnliches! Von der weiten Ferne kommen wir dahergezogen, und müssen in fremden Landen das Recht der Gastfreundschaft suchen und sehen, daß wir wo ein wirthlich Dach finden. Möge sich denn Gott Zeus, der jeden Bruch des heiligen Gastrechts furchtbar rächt und den Fremdling vor Tod und Gefahr schützt, auch uns gnädig und hold erweisen!" —

So sprechend wanderte er wohlgemuth seines Weges weiter, als plötzlich in einem Walde, durch den nur ein schmaler Hohlweg führte, zwei Räuber aus einem Hinterhalt hervorstürzten, und ihm den Weg vertraten. Er setzte sich zwar tapfer gegen sie zur Wehr, doch bald unterlag er in dem ungleichen Kampfe, ließ die Arme sinken, und brach matt und aus zahllosen Wunden blutend, zusammen; denn ach, der berühmte Sänger war zwar geübt gewesen, die Saiten der Leier zu schlagen, doch des Kampfes und des Streites war er nicht gewohnt. Er rief die Menschen um Hilfe und Beistand an, er rief zu den Göttern empor: — doch umsonst war all sein Flehen und Rufen, denn seine Götter halfen ihm nicht, und der Wald war wüst und einsam, und von Menschen war nirgends eine Spur zu sehen und zu hören. Da rief er aus: „So muß ich denn in dieser Wildniß hilflos und unselig von meinem jungen Leben scheiden, auf fremder Erde, und von keinem lebenden Auge mehr gesehen und beweint?! — So muß ich durch die Hand böser Buben schmählich zu Grunde gehen, und habe Niemand, Niemand, der diesen ungeheuern Frevel rächt? Weh mir, wehe!" — In diesem Augenblick vernahm sein Ohr: — denn schon war es ihm schwarz vor den Augen geworden, und er sah nichts mehr — ein fernes Rauschen, wie von dem schweren Flügelschlag großer Vögel; — und näher und näher kam's, und zuletzt unterschied er deutlich, daß es die Kraniche waren, die wieder schreiend und kreischend vorüberzogen; und mit der letzten Kraft seiner schon brechenden Stimme, und den Arm wie flehend emporgehoben, rief der sterbende Sänger: „nun, wenn ich

denn keinen andern Zeugen habe, so rufe ich euch zu Zeugen, ihr Kraniche da droben! Erhebt ihr die Klage meines Mordes!" — So sprach er und starb. — Die feigen Mörder jedoch gingen nun an ihr ruchloses Geschäft, sie plünderten den Leichnam erst vollends aus; dann ließen sie ihn nackt liegen und machten sich noch lustig darüber, daß er die Kraniche zu Zeugen gegen sie anrief. — Ihr Spott und ihr Hohn war indeß für diesmal doch unzeitig gewesen, und die Kraniche wurden in der That ihre Ankläger; denn gebt Acht, was nun weiter geschehen ist, meine lieben jungen Leser. — Als bald darauf Wanderer den Leichnam des Ibykus im Walde fanden, wurde er in die Stadt Korinth gebracht und sogleich die Anzeige von diesem Todtschlag bei Gericht gemacht; — zufällig führte nun der gerechte Gott unter den Zuschauern, die sich einfanden, um zu sehen, wer denn der arme Fremdling wäre, dem so in der Blüthe seiner Tage eine meuchelmörderische Hand den noch kurzen Lebensfaden abgeschnitten, auch den nämlichen Gastfreund herbei, bei welchem Ibykus in Korinth gewöhnlich einkehrte. Kaum wurde der der edlen Züge des Erschlagenen ansichtig, als er sich mit einem Schrei des Schmerzes in das Gras auf den Leichnam hinwarf, sein schönes Haupt mit den blutigen Locken zwischen seine Hände nahm und rief: „Weh' mir, wehe, daß ich diesen Mann kenne! Ach, nur allzugut kenne ich ihn! Wißt ihr's denn nicht, wer er ist, dieser schöne Fremdling?" sprach er zu dem theilnahmsvoll umherstehenden Volk gewendet; — „der Mann, den sie da erschlagen haben, das ist der Schwan von Rhegium, das ist der Sängerkönig Ibykus, dessen Lieder und Gesänge in euren Herzen leben, und den der König

von Syrakus ehrt wie einen Gott! Du armer Gastfreund meines Hauses! So muß ich dich jetzt wieder schauen, und muß dir die Schläfe, strahlend von dem Glanz des Sängerruhms, anstatt mit dem Preis des Pinienkranzes, mit den schneeweißen Lilien des Todes umwinden! Weh' mir, wehe!" So rief der Gastfreund weinend und wehklagend, und mit einem Schlage war's, als wäre der Mord dieses berühmten Sängers eine Nationalsache für den Ruhm und den Stolz des ganzen griechischen Volkes geworden, und dichtgedrängt und schreiend zog das Volk alsbald nach dem hohen Gerichtshof von Korinth, und forderte wüthend von dem Stadtrichter schleunige Genugthuung für die schändliche Ermordung seines Lieblings, und das Blut des ruchlosen Mörders. —

Da war nun freilich guter Rath theuer; — denn wie war es möglich, unter einem solchen Gewühl und Gewoge von Völkern, die gerade jetzt zum allgemeinen Poseidonsfeste zusammengeströmt waren, den Thäter herauszufinden? — Denn daß sich dieser, von den feierlichen Spielen angezogen, darunter befand, nahm man beinahe als gewiß an. — Indeß, wer war denn nun wohl dieser Mörder? — das war die Frage. Waren es Räuber, die ihn meuchlings erschlugen? War es irgend ein geheimer meuchelmörderischer Feind des Ibykus? — Das waren Fragen, auf die nur der Gott Helios Bescheid zu geben im Stande gewesen wäre, der Gott der Sonn' und des Lichtes. — Wer weiß, ob er nicht gerade im nämlichen Augenblicke frechen Hauptes durch die Reihen des griechischen Volkes hinschritt, und während schon die strafende Hand der Gerechtigkeit nach ihm suchte und fahn-

dete, ruhigen Sinnes und Herzens die Frucht seiner schändlichen That genoß? — Wer weiß, ob er nicht noch dazu, Frömmigkeit heuchelnd, in irgend einem Tempel sich befand, und den Göttern in deren eigenem Heiligthum trotzte? Wer weiß endlich, ob er sich nicht kühn unter die Volkshaufen zu mischen wagte, die sich gerade jetzt nach dem Theater drängten? —

Denn bei solchen Volksfesten, meine lieben Freunde und Freundinnen, war der Eintritt ins Theater gewöhnlich frei, und die Theater waren so groß und geräumig, daß es selbst den vielen Tausenden von Menschen, die sich da zusammenfanden, an Platz nicht fehlte; nun muß ich jedoch noch Eins bemerken, damit ihr das Folgende besser versteht. Ihr habt ja wohl schon, wenigstens die Meisten von euch, einen Circus gesehen, in dem die englischen Reiter ihre staunenerregenden Vorstellungen im Reiten und in der Abrichtung der Pferde zu geben pflegen? — Gewiß habt ihr das! Seht ihr, und ziemlich ähnlich waren nun damals auch die Theater, nur mit dem Unterschied, daß ihre Mauern nicht von Holz, sondern von Stein waren; sie befanden sich gewöhnlich auf irgend einem Hügel im Freien, mit unzählig vielen Sitzplätzen hinter einander, und unten im letzten Kreis befand sich denn die Bühne, deren Dekoration gleichfalls von Stein war, und bei der der Vorhang nicht hinaufgezogen, sondern herabgelassen wurde. — In einem solchen Theater wurde nun gerade an diesem Tage ein neues Trauerspiel von dem berühmten griechischen Dichter Aeschylus gegeben, welches sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und welches den Titel führt: „Orestes und die

Rachegöttinnen." — Dieser Orestes war nämlich ein Königssohn von der griechischen Stadt Mycene, der eine ungeheuere Schuld auf sich lud, und den daher die Rachegöttinnen unablässig und furchtbar verfolgten. Die Erwartung und Spannung der Griechen auf dieses neue Stück des großen Dichters war eine ungeheuere; dumpf brausend wie das Meer saßen die Völker, ein Mann dicht neben dem andern, da, und von Menschen wimmelnd schien das Theater mit seinen weiten Kreisen zuletzt fast bis in die Wolken emporzuragen. Wer zählt die Völker, wer kann die Namen nennen von all den Gästen, die da zu dem Feste des Poseidon zusammenkamen? — Da waren die stolzen Bürger von Athen, der berühmten Stadt des Theseus; da waren die von der Küste von Aulis, die von der Landschaft Phocis und von Sparta; ja selbst von Asiens Gestaden herüber und von andern Inseln kamen sie, um von den hohen Stufen des Theaters herab das neue Trauerspiel zu schauen. — Horch! Feierlich und ernst begann jetzt das Stück! Mit langsamem Schritt kam aus dem Hintergrund hervor eine Schaar von Frauen, und einige Male das Theater umwandelnd, blieben sie zuletzt im Halbkreis zwischen der Bühne und den Zuschauern stehen, und so oft eine Stelle vorkam, wo gerade was recht Furchtbares und Grausiges geschah und gesprochen wurde, da unterbrach ihr Chorgesang die Handlung, rathend, warnend und strafend. Das war der Chor des griechischen Schauspiels; dieser Chor bestand sonst gewöhnlich aus einer Schaar von Greisen mit ehrwürdig silberweißem Haar und Bart, und mit langen, faltenreichen Priestergewändern; — in diesem Stück war es eine Schaar



„Die Kraniche des Ibicus"
von Schiller.

von Weibern, die als Rachegöttinnen den Chor sangen. Das schienen keine irdischen Frauen, das schienen keine Töchter dieser Welt zu sein, die da an die Brüstung des Theaters hervortraten! Das Riesenmaaß dieser Leiber war höher, als das der Menschen, in diesen Wangen rann kein Blut mehr! Ein schwarzer Mantel schlug, wenn sie gingen, an ihre Lenden; mit magern Knochenfingern schwangen sie eine dunkelroth lodernde Fackel; — und wo bei andern Menschen das Haar den Scheitel umweht, da schienen sich bei diesen schrecklichen Weibern giftige Schlangen um die Stirn zu ringeln. — Sich schauerlich im Kreise drehend, huben sie nun den furchtbaren und Besinnung raubenden Gesang zu singen an, der die Herzen zerreißt und mit Macht den Sünder ergreift. Das war ein Gesang, dumpf und düster, und keine musikalische Begleitung duldend, der dem Hörer durch Mark und Bein drang:

„Wohl dem“, so sangen die furchtbaren Göttinnen, „wohl dem, der sich frei bewahrt von Schuld und Fehle, und der ein reines Gewissen hat; denn ihm dürfen wir nicht rächend nah'n und frei wandelt er die Bahn des Lebens dahin. Wehe, wehe jedoch dem, der heimlich des Mordes schwere Blutschuld auf sich lädt; denn wir hängen uns gleichsam an seine Fersen und folgen ihm nach auf Schritt und Tritt, wir Göttinnen der Rache, wir furchtbaren Töchter der Nacht! Und wenn er uns schon fliehend zu entspringen glaubt, auf der Stelle, wie auf Flügeln, sind wir wieder da und werfen ihm die Schlingen um den Fuß, so daß er straucheln und in seine eigene Grube stürzen muß. So jagen wir ihn rastlos durch's Leben, und lassen ihm keine Ruhe und keinen

Frieden, bis er todt ist, und selbst nach dem Tode geben wir ihn noch nicht frei, und ruhelos und klagend muß sein Geist noch an den Ufern des schwarzen Stromes wandeln, wo der Tod und die Nacht hausen, und von wo es keine Wiederkehr mehr gibt." —

So sangen die Rachegöttinnen, nnd dazu schlangen sie den Reigen; und still war es im ganzen Theater, still und feierlich wie das Schweigen des Todes, und andachtsvoll saßen die Völker da, gerade, als wenn die Gottheit nahe wäre. — In diesem Augenblick, während jede Brust noch unsicher zwischen Täuschung und Wahrheit hin und her zu schwanken schien, und bebend der furchtbaren Macht huldigte, deren Rache im Verborgnen wacht, rief plötzlich auf den obersten Stufen des Theaters ein Mann ganz laut und deutlich seinem Nachbar zu: „Du, Timotheus, da schau' doch einmal hinauf, da fliegen wahrhaftig die Kraniche des Ibykus vorbei, glaub' ich." — Und richtig wurde plötzlich das Theater finster, und man sah in langem, schwärzlichem Gewimmel einen ganzen Zug von Kranichen vorüberziehen. Doch mit Blitzesschnelle verbreitete sich dieser sonderbare Zuruf sogleich durch die Reihen des Theaters, und wie eine Sturmfluth erhob sich ein Meer von Fragen und verdächtigenden Aeußerungen unter dem ganzen Volk, denn schon die bloße Erwähnung des theuren Namens rührte jede Brust mit Schmerz und neuem Gram. „Die Kraniche des Ibykus?" fragte Einer den Andern; „was soll das heißen? Ist denn das der Ibykus, der von Mördern erschlagen worden ist? Und was soll's denn mit den Kranichen?" — Und wie mit einem Schlag durchflog's plötzlich

die Reihen, als Einer von den Wahrsagern jetzt seinen Stab erhob und sprach: „Seht ihr's, die Furien leben noch! Das ist die Macht der nämlichen Rachegöttinnen, die den Mörder Orestes da drunten zu Tode gehetzt haben! Ein Zufall muß den edlen Dichter jetzt rächen, und seine Mörder bieten sich selbst der Strafe dar! Geschwind nehmt sie fest, die beiden Elenden, sowohl den Einen, der von den Kranichen gesprochen hat, als den Andern, zu dem er es gesagt hat und der wahrscheinlich sein Spießgesell ist!" —

Und so war es in der That; jenes Wort war dem feigen Mörder einmal herausgefahren, und war nicht mehr zum Schweigen zu bringen. Starr und blaß vor Schrecken wurden die Beiden auf der Stelle ergriffen und in's Gefängniß geführt, und wenige Tage nachher als ruchlose Räuber an's Kreuz geschlagen. — Das ist die Geschichte von den Kranichen des Ibykus. —

[Schiller.]

Das Riesen-Spielzeug.

Im schönen Elsaß, — das ist eine von den deutschen Provinzen, die uns von den Franzosen geraubt worden sind, und wovon die Hauptstadt das berühmte Straßburg ist mit seinem altdeutschen Dom, — im Elsaß also stand einmal vor urgrauen Zeiten auf einem hohen Berge eine Veste, die hieß Niedeck, und dorten hausten damals ungeheure Riesen, und es geht jetzt noch, obgleich schon längst keine Spur

mehr von einem Gebäude da droben zu sehen ist, eine gar nette Sage von den Riesen, die ich euch hiemit erzählen will: — Die Tochter eines solchen Riesen spielte nämlich einmal im Hofe der Veste, da sah sie sich plötzlich ohne Aufsicht; das benutzte sie geschwind, lief vor das Thor hinaus und stieg eilig den Abhang des Berges in das Thal hinab, das schon längst ihre Neugier erregte. Sie hätte gar zu gern einmal gewußt, wie es da unten aussähe, und um es endlich zu erfahren, eilte sie flugs durch den Wald. Mit den Riesenschritten, die sie mit ihren langen Beinen machte, war sie im Nu hindurch, und hatte in Zeit von wenigen Minuten Häselach und andere von Menschen bewohnte Städte und Dörfer erreicht. Die wohlbestellten Saatfelder, die Gärten und Häuser ringsumher, sowie die Menschen, die ihr gerade wie Puppen zum Spielen vorkamen, waren ihr ganz neu und versetzten sie in ein ungeheures Erstaunen; denn sie war noch niemals in's Thal heruntergekommen und hatte all' Das noch nie gesehen. Lange stand sie und staunte all' die unzähligen Herrlichkeiten an, die sich vor ihr ausbreiteten. Auf einmal sah sie vor sich nieder, und da bemerkte sie erst zu ihren Füßen einen Bauer, der gerade seinen Acker pflügte. Dieser Bauer, sowie die Ochsen, die vor dem Pflug gingen, der gar schön im Sonnenschein glänzte, däuchten dem Riesenfräulein ein ungemein schönes Spielzeug. Denn ihr müßt wissen, meine lieben Kinder, daß die Riesen gar groß waren, und daß also die Menschen und Thiere ihnen gerade so winzig klein vorkamen, wie euch eure Puppen und hölzernen Pferdchen.

Freudig überrascht klatschte die Riesentochter in ihre



„Des Riesen Spielzeug"
von Chamisso.

Hände und rief ein- über das andere Mal aus: „Ach, was ist das doch für eine herrliche Spielerei! Die will ich mir doch gleich mit nach Haus nehmen.“ — Und sie kniete sich nieder, breitete ihr riesiges Taschentuch aus und that den Bauer mit sammt seinem Pflug und seinen Ochsen hinein; dann schlug sie es zusammen, und lief voller Freuden heim damit. Auf der Burg droben wieder angelangt, suchte sie sogleich ihren Vater auf und rief: „Ach, Vater, liebster Vater! schau' doch her, was für eine schöne Spielerei ich da mitgebracht habe! so etwas Allerliebstes hab' ich ja auf unsern Bergen noch nie gesehen!“ — Ihr langer Vater, der gerade bei einem bodenlosen Faß Wein saß, schaute sie erst einen Augenblick recht behaglich an, dann sagte er: „Ei, mein liebes Töchterlein, was zappelt denn da so in deinem Tuche? Das muß ja gar was besonders Schönes sein, weil du vor lauter Freuden so hüpfst und springst. Laß' doch einmal sehen, was du da eigentlich gebracht hast?“ — Da schlug sie das Tuch behutsam auseinander und stellte den Bauer nebst Pflug und Gespann auf den Tisch hin, und nachdem das geschehen war, schlug sie vor Freuden die Hände zusammen und jubelte laut auf. Als jedoch ihr Vater diese Spielerei sah, ward er sehr ernst und sagte: „Kind, was hast du da gemacht? Das ist kein Spielzeug; trage es nur gleich wieder dahin zurück, wo du es herhast. Was dir nicht einfällt! Den Bauer da zu einer Spielerei zu machen! Trage ihn mir nur gleich wieder zurück, und merke dir, was ich dir sage: Wenn der Bauer nicht wäre, dann hätt' unser Einer kein Brod mehr. Der Stamm der Riesen ist aus Bauernmark entsprossen, und daß der Bauer

jemals zum bloßen Spielzeug wird, davor soll uns Gott bewahren." —

Traurig packte nun die überraschte Riesentochter ihr vermeintes Spielzeug wieder ein, und trug es an Ort und Stelle zurück; und wenn der Bauer noch nicht gestorben ist, so lebt er noch.

[A. v. Chamisso.]

Der Gang nach dem Eisenhammer.

In unserer schönen Pfalz lebte einmal ein hoher Herr, Graf von Zabern war sein Name, in dessen Diensten sich unter Andern auch ein gar frommer Page, Namens Fridolin befand; Fridolin fürchtete jedoch seinen Herrn in demselben Maaß, als er seine gnädige Gebieterin, die Gräfin von Zabern, die gar sanft und fromm war, liebte; und selbst wenn sie böse und launisch gewesen wäre, so hätt' er sich doch bemüht, ihre Launen Gott zu Liebe zu ertragen und seine Pflichten mit Eifer zu erfüllen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abende, wenn die Glocke zur Vesper schlug, war er um seine Gebieterin beschäftigt, und konnte sich selbst niemals genug thun, und wenn die edle Frau zu ihm sagte, er möchte sich's doch einmal leichter machen, so traten ihm gleich die Thränen in's Auge, und gab es je einen Tag, wo er sich in seinem Dienst nicht genug anstrengte, so glaubte er gleich, seine Pflicht nicht gethan zu haben. Dafür liebte ihn freilich auch seine Ge-

bieterin vor allen andern Dienern des Hauses am meisten, und sie war unerschöpflich in seinem Lobe; sie hielt ihn nicht wie einen Diener, sondern wie ihr eignes Kind, und oft hing ihr klares Auge mit Vergnügen an Fridolins blühender Gestalt und seinem reinen Angesicht.

Am Hofe des Grafen befand sich indeß auch ein Jäger, Namens Robert; dieser war böse und arglistig, war schon aus mancher Herren Ländern und Diensten gejagt worden wegen seines bösen und unverträglichen Charakters, und war nur durch einen Zufall zuletzt bei dem Grafen von Zabern hängen geblieben, so zu sagen; denn da er sehr gut mit Pferden und Hunden umzugeh'n verstand und auch in jeder Kunst des edlen Waidwerks wohl erfahren und noch dazu selbst ein sehr tüchtiger Schütze war, dem die Armbrust nie fehlte, so schätzte ihn der Graf mehr als manchen andern treuen Diener seines Gefolges, und bald schlich sich Robert so in das Vertrauen seines Herrn ein, daß ihn dieser auf jedem Jagdzug zu seinem besondern Gefährten wählte und mit ihm in Wald und Feld hinausritt. Als nun Robert merkte, in welcher Gunst Fridolin bei seiner Herrin stand, erwachte in seiner bösen Brust ein grimmiger Haß und Groll gegen den frommen Pagen, und Tag und Nacht sann er darüber nach, wie er dem Fridolin zu schaden vermöchte; und als er nun wieder einmal mit seinem Herrn auf die Jagd ritt, beschloß er in seinem bösen Herzen, Fridolin bei ihm zu verläumden, und während sie nun schweigend nebeneinander durch den Wald ritten, wandte sich Robert plötzlich an seinen Herrn und sagte arglistig zu ihm: „Wie glücklich seid Ihr doch zu preisen, mein edler Herr und Gebieter'

daß Euch die Eifersucht den Schlaf nicht stören kann: Eure Gemahlin ist so treu und rein, und dem Versucher wird es daher nie gelingen, sie in seine Netze zu locken." — Da verzog der Graf plötzlich finster seine Brauen, und fuhr ihn an: „Was red'st du da, Bursche? Bin ich noch so wenig erfahren in der Welt, daß ich auf die Tugend eines Weibes baue, die beweglich ist, wie Wind und Welle, und die ein einziges schmeichelndes Wort untergräbt und in's Verderben lockt? Mein Glaube steht auf festerem Grunde, als du zu glauben scheinst, und zudem hoffe ich, daß sich wohl ein Jeder hüten wird, sich mit solchen Absichten meiner Gemahlin zu nähern." — „Ihr habt Recht, wenn Ihr so denkt, mein edler Gebieter," sagte hierauf der schlaue Jäger; „denn freilich verdiente der Thor, der als ein geborner Knecht es wagen würde, seine Augen zu Eurer Gemahlin zu erheben, nur Euren Spott." — Bei diesen Worten bebte der Graf am ganzen Leibe, und rief zornglühend: „Von wem sprichst du da, Schurke? Sollte denn wirklich Einer leben, der es wagte, seine frechen Hände nach meiner Gemahlin auszustrecken?" „Es wäre doch sonderbar, wenn Ihr, mein Herr, noch nichts von dem wüßtet, was man allgemein im Schlosse sagt," sagte nun wieder der listige Jäger; „da es aber scheint, als wolltet Ihr mit Fleiß darüber schweigen, so will auch ich nicht weiter davon sprechen." Dies sagte er aber blos deshalb, weil er seinen Herrn genau kannte, und wohl wußte, daß er die Sache schon von selbst genauer untersuchen würde. Der Graf rief auch sogleich mit donnernder Stimme, die selbst den bösen Robert einen Augenblick erbeben machte: „Sprich, Bube, wer er-

hebt das Auge zu Kunigunden, meiner Gemahlin? Sprich, oder du kommst mir nicht mehr lebend von dieser Stelle!" — „Wer denn anders", sprach da voll Hohn und Freuden der Jäger, „als der blonde Page Fridolin? — der durchaus nicht häßlich von Gestalt ist," fügte er listig, indem es den Grafen bei jedem Wort kalt durchrieselte, hinzu. „Es ist mir unbegreiflich, Herr! daß Ihr noch niemals gesehen habt, wie er bei der Tafel auf Euch selbst kaum achtet, sondern nur freundliche Blicke für Eure Gemahlin hat, und wie festgebannt stets hinter ihrem Stuhle steht. Seht her, dieses Gedicht, in dessen Besitz ich durch Zufall gekommen bin, es ist an Eure Gemahlin gerichtet, und der Page Fridolin, dessen Handschrift ich so genau, wie meine eigne, kenne, hat es geschrieben; — er gesteht ihr seine Liebe darin und fleht um Gegenliebe; meine gnädige Gebieterin, die so sanft und gut ist, hat es Euch wohl nur aus Mitleid verschwiegen, und mich reut es selbst jetzt, daß ich es Euch gesagt habe, es wäre besser gewesen, ich hätte es für mich behalten." — So sprach der böse Robert. — Der Graf jedoch, ohne mehr ein Wort zu erwidern, gab ihm schweigend einen Wink mit der Hand, sich für jetzt zurückzuziehen, und wüthend vor Groll und Haß gegen den unschuldigen Fridolin, gab er seinem Rosse die Sporen und ritt einsam in den Wald hinein, wo er im tiefen Gehölze einen mächtigen Eisenhammer besaß, und wo er in ungeheuern Schmelzöfen, worin Tag und Nacht gewaltige Feuerbrände glühten, Eisen schmelzen und schmieden ließ; vom frühen Morgen bis in die späte Nacht schürten da die Knechte das Feuer mit geschäftigen Händen, mächtige Feuerfunken flogen da beständig zum Schornstein

hinaus, und weithin hörte man das Blasen der Bälge, gleichsam als gälte es, Felsen zu verglasen. Das Wasser war mit der Kraft des Feuers verbunden, denn das Mühlrad, von der Fluth getrieben, drehte sich beständig im Kreise; Tag und Nacht klapperten die Werke und im Takte klopften die Hämmer, und bildsam von den mächtigen Schlägen mußte sich selbst das Eisen erweichen. Als nun der Graf diesen seinen Eisenhammer erreicht hatte, winkte er sogleich zwei Knechten, und sagte zu denselben: „Den Ersten, den ich herausschicke, und der Euch fragt, „ob ihr das Wort des Herrn befolgt hättet?" den nehmt und werft ihn in das glühende Erz dort hinein, damit er zu Asche verbrenne, und ich ihn nie mehr wieder sehe!" Nach diesen Worten wandte er sein Pferd und ritt wieder zurück.

Ueber diesen grausamen Befehl freuten sich die beiden rohen Knechte gar sehr, denn ihr Herz war gerade so gefühllos wie das Eisen, das sie schmolzen, und mit dem Blasen der Bälge erneuten sie das Feuer, so daß das Eisenerz stärker glühte als gewöhnlich, und mit höllischer Freude und Mordbegier erwarteten sie ihr Opfer. Der Jäger Robert war, während sein Herr in den Wald ritt, voll Freuden darüber, daß ihm sein böser Plan so gut gelungen zu sein schien, nach Hause geritten, und begab sich sogleich nach dem Vorsaal der Gräfin, wo sich Fridolin gewöhnlich befand, und sagte mit falscher Freundlichkeit zu ihm: „Frisch auf, Bursche, der Graf wird bald nach Hause kommen und deiner bedürfen, geh' zu ihm!" Und als nun der Graf nach Hause zurückkam, sagte er zornig und finster zu Fridolin: „Du mußt mir sogleich in den Wald zu meinem

Eisenhammer hinausgehen und mir die Knechte fragen, ob sie gethan haben, was ich befohlen habe? Verstanden?" Fridolin, der keine Ahnung von dem furchtbaren Schicksal hatte, das seiner wartete, war sogleich bereit, sich auf den Weg zu machen. Doch während er sich anschickte, das Schloß zu verlassen, blieb er plötzlich nachdenkend stehen und sagte: „Ich will doch zuvor noch meine Herrin fragen, ob sie keine weitern Befehle für mich hat;" und so trat er denn vor die Gräfin und sagte: „Mein gnädiger Gebieter schickt mich nach dem Eisenhammer, und da Euch meine Pflichten gehören, so sagt mir doch, ob Ihr nicht auch vielleicht einen Auftrag für mich habt?" „Die heilige Messe möchte ich gerne hören", versetzte hierauf die Gräfin freundlich; „doch kann ich leider nicht gehen, weil mein Sohn krank ist, so geh' denn du, mein Kind, hinein, und bete ein andächtiges Vaterunser für mich, und wenn du voll Reue an deine Sünden gedenkst, so bitte Gott auch um Vergebung der meinigen." Fridolin, der sehr gern in die Kirche zu gehen pflegte, freute sich herzlich dieses Auftrages, und machte sich sofort eilig auf den Weg; und noch hatte er das Ende des Dorfes Zabern nicht erreicht, so erklang auch schon aus der nahen Kirche die Glocke, die die frommen Christen zur heiligen Messe einlud. Da sprach er zu sich selbst: „An unserm lieben Gott muß man nicht vorübergehen, wenn man ihn auf dem Wege findet", und trat in die Kirche hinein, die fast noch ganz leer war, denn es war gerade Erndtezeit, wo der Fleiß die Arbeiter auf den Kornfeldern zurückhielt; nicht einmal ein kundiger Chorknabe war da, die heilige Messe zu bedienen. Als Fridolin das

bemerkte, war er sogleich bereit, den Sacristan zu machen; „das ist kein Aufenthalt", sagte er zu sich selbst, „das bringt dich dem Himmel näher;" — und ehrfurchtsvoll hängte er dem Priester die Stola und das Cingulum um, und richtete schnell die Gefäße her, welche zum Dienst der heiligen Messe nöthig sind; und als er nun Jegliches, wie sich's gebührte, gethan hatte, schritt er dem Priester als Ministrant mit dem Meßbuch in der Hand zum Altar voran, und kniete bald rechts, bald links nieder, und gab genau auf jeden Wink des Priesters Acht, und als der Priester bei der Wandlung den Namen Jesu aussprach, da klingelte er dreimal mit dem hellen Glöcklein, und Alles fiel ehrfurchtsvoll vor unserem Heiland auf die Kniee nieder und schlug sich bekreuzend dreimal fromm auf die Brust. — So verrichtete Fridolin, der genau wußte, was man bei bei der Messe zu thun hatte, Alles pünktlich und gewandt, und bis zum Schlusse ward er nicht müde, und als der Priester das Dominus Vobiscum, d. h. der Herr sei mit euch! zu dem Volk gewendet, gesprochen, und die Messe zu Ende war, da reinigte er sorgsam die Gefäße und die Kirche selbst wieder, und verließ das Haus des Herrn, und eilte alsdann mit ruhigem Gewissen, indem er noch manches Vaterunser im Stillen betete, dem Eisenhammer zu; und als er den Schlot rauchen und die Knechte vor der Thür stehen sah, da rief er denselben schon von Weitem zu: „Habt ihr gethan, ihr lieben Knechte, was Euch mein gestrenger Herr befohlen hat?" Da deuteten sie auf die Oeffnung eines stark geheizten Ofens und sagten: „Ja, der ist besorgt, das kannst du sagen, der Herr wird seine Diener loben."

Fridolin verstand zwar ihre Antwort nicht recht, doch lief er schnell zurück, um seinem Herrn den Bescheid zu bringen; der Graf traute kaum seinen Augen, als er ihn wieder kommen sah, und als Fridolin in sein Zimmer trat, rief er wüthend: „Unglücklicher, woher kommst du denn?" — „Von dem Eisenhammer, Herr," sagte Fridolin. Da rief der Graf: „das kann nicht sein, oder hast du dich denn auf dem Wege dahin verspätet?" — „Nur so lange bis ich gebetet hatte, Herr," antwortete der Page, „verzeiht mir das, Herr; denn als Ihr mir heute den Auftrag gabt, ging ich nach meiner Pflicht, bevor ich ihn vollzog, zu meiner gnädigen Gebieterin und fragte sie, ob sie nicht auch einen Auftrag für mich hätte? Da befahl sie mir denn, eine Messe zu hören für sie, und ich gehorchte ihr gern und betete vier Rosenkränze für Euer Heil und für das ihre."

Entsetzt und mit Erstaunen fragte nun der Graf: „und welche Antwort gab man dir denn am Eisenhammer?" — „Herr, den Sinn der Antwort, welche die Knechte mir gaben, hab' ich nicht recht verstanden," sagte Fridolin; „sie zeigten lachend auf die Gluth des Ofens und sagten: „Der ist besorgt, das kannst du sagen, der Herr wird seine Diener loben." Kalt überlief es bei dieser Rede den Grafen; — „und der Jäger Robert," rief er, „ist er dir denn nicht begegnet? ich hab' ihn doch in den Wald gesandt." — „Herr," antwortete Fridolin, „weder auf der Flur, noch im Walde hab' ich ihn gesehen." Da stand der Graf ganz vernichtet da und sagte: „Wahrlich, da hat Gott selbst gerichtet." — Denn der Graf hatte Robert, den bösen Jäger, viel später als Fridolin nach dem Eisenhammer hinausge-

sandt, um zu sehen, ob die Knechte Fridolin wirklich in's Feuer geworfen hätten, und als nun Robert Fridolins Schicksal erfuhr, hatte er eine teuflische Freude, und lief was er nur konnte, nach dem Eisenhammer, denn er hoffte, sein Opfer vielleicht noch sehen zu können, und so kam er denn noch früher als Fridolin zum Eisenhammer, und als er die Knechte fragte, ob sie den Befehl seines Herrn vollzogen hätten, da nahmen die Knechte ihn und warfen ihn, weil er der erste war, der kam und so fragte, in den glühenden Eisenschmelzofen; er wehrte sich zwar wie verzweifelt, bat und flehte und sagte, er wäre nicht der Rechte; doch die Knechte hörten nicht auf ihn, sondern warfen ihn ohne Weiteres in's glühende Erz hinein. Der Graf sah nun wohl ein, daß Fridolin unschuldig war, und nahm ihn daher, was er sonst nie gethan, freundlich bei der Hand, führte ihn bewegt zu seiner Gemahlin, die noch nicht wußte, was geschehen war, und sprach: „Laßt diesen Knaben Eurer Huld empfohlen sein, meine theure Gemahlin; kein Engel im Himmel ist so rein wie er. Wie schlimm ich auch von seinen Feinden berathen war, mit Diesem da ist Gott und seine himmlischen Heerschaaren." — Das Staunen und den Schrecken der Gräfin kann man sich denken, wie ihr der Graf die Geschichte jetzt erzählte.

„Wer Andern eine Grube gräbt, stürzt selbst hinein," sagt das Sprichwort.

[Schiller.]

Des Sängers Fluch.

Vor grauen Zeiten lebte einmal ein überaus mächtiger und grausamer König. Die Thürme des Schlosses, in welchem er wohnte, waren so hoch und herrlich, daß man sie weithin über Land und Meer erglänzen sah. Dieses Schloß war von den prächtigsten Gärten gleichwie mit einem blühenden Kranz umgeben, und darin standen riesige Fontainen von Marmor, deren silberhelle Regenbogenstrahlen gleich funkelnden Diamanten bis zum Himmel empor spritzten. In diesem prächtigen Schlosse also wohnte der böse, menschenfeindliche König, der nicht nur an Ländern, sondern auch an Siegen überreich war, mit seiner schönen und tugendhaften Gemahlin. Finster und bleich saß er da auf seinem goldenen Thron, und brütete beständig Böses. Und der Dichter sagt von ihm:

„Was er sann, war Schrecken,
Und was er blickte, Wuth,
Und was er sprach, war Geißel,
Und was er schrieb, war Blut."

Nach diesem Schlosse nun zog einmal ein edles Sängerpaar. Der Eine von ihnen stand noch in der Blüthe seiner Jahre, und ein Schwall von goldenen Locken umspielte sein

schönes Haupt. Der Andere war bereits ein Greis, dessen Silberhaar sich unter seinem Barett hervorstahl. Letzterer ritt ein stattliches Pferd, während sein jugendlicher Genosse wacker neben ihm einherschritt. Der Alte, der des Jünglings Lehrmeister war, hielt plötzlich an und sprach zu diesem: „Mein Sohn, bereite dich jetzt vor, besinn' dich auf unsere schönsten Lieder, und stimme die vollsten Töne an, die du nur in deiner Gewalt hast; nimm all deine Kraft zusammen, die Lust und den Schmerz; denn heute gilt's, das steinerne Herz des grausamsten Königs zu rühren." — Indessen waren sie an dem Schloß angelangt, wo sie auf Begehr sogleich Einlaß fanden und in den hohen Säulensaal geführt wurden, in welchem der König mit seiner Gemahlin, von seinem Hofstaat umgeben, saß. Der König trug seine prächtigsten Gewänder, und glich dem Schein des blutigen Nordlichtes; während die Königin, in einem einfachen weißen Kleide, so sanft und milde drein blickte, wie der lichte Vollmond. Der König winkte jetzt den beiden Sängern mit der Hand. Da griff denn der Alte mit Macht in die Saiten, und schlug sie wundervoll; immer reicher und mächtiger schwoll ihr Klang den Lauschenden ans Ohr, und himmlisch hell erklang dazwischen des Jünglings Stimme, zu der des Alten Gesang wie dumpfer Geisterchor erscholl. Sie sangen vom schönen Frühling, von Lust und seligem Liebesglück, von Männerstolz und Freiheit, von Treue und Heiligkeit; sie sangen von jenem schönen, göttlichen Gefühl, das die Menschenbrust durchbebt und — sie höher schlagen macht. Sie sangen so wunderschön und gefühlvoll, daß selbst die spöttischen Höflinge, die im Kreis um den Thron

herum standen, davon gerührt wurden, und daß die harten, rauhen Krieger ringsumher unwillkürlich ihre Kniee vor Gott zur Erde beugten. Im finstern Angesicht des Königs jedoch verzog sich keine Miene; — während die Königin, in Lust und Wehmuth aufgelöst, plötzlich die Rose, womit ihre eigene Brust geschmückt war, losmachte und sie den beiden Sängern hinwarf. Als das der eifersüchtige König sah, sprang er voll Wuth von seinem Throne auf, und schrie: „Ihr elenden Sänger ihr! Ist es euch nicht genug, daß ihr mir mit eurem Singen mein Volk bethört habt? Verführt ihr mir jetzt auch noch mein Weib? Ha, eine solche Frechheit soll bestraft werden!“ Mit diesen Worten riß er sein Schwert heraus und warf es mit Macht nach den zwei Sängern hin, daß es wie der Blitz gegen den armen Jüngling hinfuhr und seine Brust durchbohrte; — ach, und statt der goldnen Lieder, die ihr früher so fröhlich entströmten, drang jetzt ein dicker, rother Blutstrahl daraus hervor. . Wie von einem Sturm vertrieben, flohen auf einmal die Gäste des Königs aus dem Saal, während der Jüngling in seines Meisters Armen ohne Schmerz und Klage sanft verschied. Der Greis schlug nun seinen Mantel um ihn und trug ihn in den Hof hinab. Da band er ihn auf sein Pferd und verließ eilig das Schloß. Vor dem hohen Säulenthor desselben hielt er jedoch wieder an, ergriff sein schönes Saiteninstrument, eine der besten Harfen, die es in der Welt geben mochte, und schleuderte sie mit Macht gegen eine der Marmorsäulen des Palastes, daß sie mit lautem Gegelle zersprang, und rief dann, daß es schaurig durch das Schloß und durch die Gärten hallte: „Wehe

euch, ihr stolzen Hallen! In euren Räumen soll nie mehr ein süßer Klang, weder von Musik, noch von lieblichem Gesang ertönen! Nein, nur banges Gestöhn und wilde Klagen, und den scheuen Tritt der Sklaven, soll man von nun an in euch hören, bis ihr zu Schutt und Moder vom Rachegeist zertreten werdet! Wehe auch euch, ihr duftigen Gärten, die ihr jetzt so wundervoll im holden Mailicht steht! Hier seht euch das vom Schmerz verdrehte Angesicht dieses Todten an! So wie er nun geknickt und dahin ist im jungen Frühling seines Lebens, so soll auch euer Blüthenglanz und eure Herrlichkeit nun plötzlich untergehn und dürr und kahl werden, wie der Wald im November, und todt und öde daliegen einer Wüste gleich! Und wehe endlich, dreimal wehe dir, verruchter Mörder, du Fluch des edlen Sängerthums! All' dein Ringen und Streben nach Kränzen blutigen Ruhms soll fruchtlos gewesen sein! Dein Name soll vergessen, in ewige Nacht getaucht, er soll wie das letzte Röcheln dieses Todten in die Luft verweht sein!" — So rief der edle Sängergreis, und, — es ist wunderbar zu hören, seine Flüche sind wirklich wahr geworden. Denn die Mauern jenes ehemals so herrlichen Schlosses liegen jetzt in der That in Schutt und Graus; seine Bogengewölbe sind eingestürzt, nur eine einzige hohe Säule steht noch da und zeugt von seiner ehemaligen Pracht, und selbst die ist schon zersprungen, und kann über Nacht zusammenbrechen. Die vormals so blühenden Gärten sind jetzt nur noch eine öde Wüste, in der kein Baum mehr wächst und keine Quelle mehr rauscht. Und auch der böse König selbst ist unberühmt geblieben; nicht einmal seinen Namen weiß

man mehr, und keine Sage, und kein Buch erzählt von seinen Thaten.

„Versunken und vergessen!“

sagt der Dichter, das war der Fluch des greisen Sängers.

[L. Uhland.]

Der Zauberlehrling.

Der Schüler eines sehr berühmten Zauberers kam eines Tages, als sein Herr gerade nicht daheim war, lustig in dessen Stube gesprungen, und rief: „Nun, Gott sei Dank, daß der alte Hexenmeister einmal nicht da ist! Jetzt sollen seine dienstbaren Geister auch einmal nach meiner Pfeife tanzen! Ich habe genau darauf Acht gegeben, was er bei seinen Beschwörungen thut, ich habe mir seine Zaubersprüche wohl gemerkt, und so kann auch ich wohl mit Hilfe meiner Geisteskraft Wunder verrichten. Ich wills gleich einmal probiren!“ — Er trat nun zu einem alten Besen hin, der in einer Ecke des Zimmers stand, und sprach zu demselben: „Komm hervor aus deiner Ecke, du alter Besen du,

Auf zwei Beinen stehe,
Obenher sei ein Kopf: —
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!“

Und was denkt ihr? — Der Besen verwandelte sich auf diesen

Spruch hin augenblicklich in einen Menschen; er kam aus der Ecke und stellte sich, weiterer Befehle gewärtig, vor den lachenden Knaben hin, der sprach: „Du bist jetzt lange genug der Knecht meines Herrn gewesen, und kannst nun auch einmal der meinige sein.“ — Dann sprach er laut und feierlich folgenden Spruch:

„Gehe, gehe
Eine Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Mir zum Bade sich ergieße.“

Auf welches Wort hin der in Knechtsgestalt verwandelte Besen den Wassertopf zur Hand nahm, und geschäftig damit zum nahen Flusse hinablief. Der Knabe stand am Fenster und ergötzte sich höchlich an seinem Gehorsam; ehe er sich's versah, war er schon zum zweitenmal zurück, und goß das Wasser geschwind ins Badbecken hinein, welches bald so voll war, daß es überfloß. Allein demungeachtet lief er immer wieder von Neuem mit seinem Kruge an den Fluß hinunter, und goß immer mehr und mehr in das ohnehin schon überfließende Becken. Als das der Knabe gewahr ward, rief er dem soeben wieder Davoneilenden nach: „Es ist genug, bleibe! bleibe!“ — Allein dieser schien ihn gar nicht zu hören. Als er wieder zurückkam, zog er denn schnell einen Kreis um ihn und sprach folgenden Zauberspruch, mit dem er ihn zum Stehen zu bringen hoffte:



„Der Zauberlehrling"
von Göthe.

„Stehe! Stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen.“

Allein der eifrige Knecht blieb nicht stehen, sondern lief schon wieder, bevor der Spruch noch zu Ende war, mit seinem Kruge davon, und brachte abermals neue Vorräthe herbei; alles Schreien und Zurufen des immer ängstlicher werdenden Knaben half nichts. Jetzt erst merkte dieser zu seinem Schrecken, daß er das Wort, wodurch sein Meister den Besen gewöhnlich wieder zum Stehen brachte, vergessen habe. Voll Angst suchte er in seinem Gedächtniß danach, allein vergebens; es fiel ihm durchaus nicht mehr ein, und jammernd und verzweifelnd rief er aus: „Ach, ich habe das Wort vergessen, wodurch er wieder wird, was er vorher gewesen! Gott, was fang' ich nun an? Da kommt er schon wieder mit neuen Güssen, obgleich er recht gut weiß, daß das Wasser bereits im ganzen Gemach herumläuft. Der tückische Kobold! Er thut mir das mit Fleiß; aber warte nur, wenn er jetzt wieder hereinkommt, will ich ihn packen, und ihn in seine Ecke werfen, daß ihm seine Tücke vergehen soll.“ — Und als er nun wieder in's Zimmer trat, fuhr der Schüler auf ihn los, um ihn zu fassen, gab es jedoch gleich wieder auf; denn der Kobold warf ihm so fürchterliche Zornblicke zu, daß ihm angst und bange davor ward, und daß er sich nicht getraute, Hand an ihn zu legen; er rief ihm nur zu: „Du infamer Teufel du! Soll denn das ganze Haus ersaufen? Siehst du denn nicht, daß das

Wasser schon zu allen Thüren hineinläuft? Verruchter Besen, Stock, der du vor ein paar Augenblicken noch gewesen bist, willst du denn gar nicht hören? Laß doch endlich einmal das verfluchte Wassertragen sein!" — Doch der Knecht kehrte sich nicht im Mindesten an dieses Geschrei, sondern setzte eifrig sein Geschäft fort. Des Schülers Aerger über den eigensinnigen Burschen wuchs von Minute zu Minute, und von Neuem rief er ihm zu: „So hör' doch einmal! Willst du denn gar nicht mehr aufhören mit deiner Wasserträgerei? Jetzt kann ich ihm nicht mehr länger zuschauen, ich muß mich auf ihn werfen und ihn mit Gewalt zurückhalten. Wenn er mir nur keine so gräßlichen Gesichter schnitte! Dieses Mal sollst du mir aber doch nicht entkommen, es hilft dir nichts! Ich nehme jetzt ein scharfes Beil her und spalte ihm, ehe er sich's versieht, den Kopf entzwei; da wird ihm das Wassertragen schon vergehen. Da kommt er schon wieder; ich muß mich bereit halten, damit ich den rechten Augenblick nicht verfehle, denn er ist geschwind wie der Teufel" — Er nahm also das Beil in die Hand und stellte sich hinter die Thür, und sowie der Geselle hereinkam, stürzte er sogleich auf ihn zu, führte einen furchtbaren Schlag nach ihm und, o Freude, er hatte gut getroffen, denn der Kobold lag in zwei Stücke zerhauen am Boden. „Gott sei Dank!" rief jetzt der Knabe fröhlich aus, „er ist entzwei, nun kann ich wieder freier athmen!" — In demselben Augenblick erhoben sich jedoch, zu seinem nicht geringen Schrecken, die beiden Theile plötzlich wieder von der Erde, und statt eines Knechtes liefen nun gar zwei um Wasser hinunter. Die Angst des unbe-

dachtsamen Schülers darüber war, wie man sich leicht denken kann, gränzenlos; in seiner Verzweiflung rief er Gott und die Heiligen um Hilfe an, denn das Wasser stand schon hoch auf den Stufen, die ins erste Stockwerk des Hauses führten, und der Saal war in einen kleinen See verwandelt. „Ach, wenn nur der Meister endlich einmal heimkäme!" rief er jetzt; „o Herr und Meister, höre mich rufen, und komm mir zu Hilfe!" — In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und gerade zur rechten Zeit noch trat zu seiner unbeschreiblichen Freude der Ersehnte ein, und sah mit nicht geringem Erstaunen, was geschehen war. — Der Schüler lief ihm entgegen und rief: „Ach Herr, die Noth ist groß; ich kann die Geister, die ich in meinem Vorwitz beschworen habe, nun nicht mehr los werden." — Der Meister lächelte sanft und sprach ruhig nur die einfachen Worte zu den zwei Koboldeu:

„In die Eck',
Ihr beiden Besen!
Ihr seid's gewesen!
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der rechte Meister."

Das wirkte denn endlich, denn es war das rechte Zauberwort. Schleunigst liefen die beiden Knechte wieder in ihre Ecke, ihre Lumpen, mit denen sie bekleidet waren, fielen zu Boden nieder, und einen Augenblick später sah man im Winkel hinten Nichts mehr, als einen harmlosen, gewöhn-

lichen Kehrbesen, der sicher an keine Schalkheiten der Art mehr dachte.

[J. W. Goethe.]

Die Bürgschaft.

Auf der herrlichen Insel Sicilien, welche gerade gegenüber von der berühmten Stadt Neapel gelegen ist, stehen noch die Ruinen von vielen, vielen Tempeln, und von mehr als einer griechischen Stadt, die vormals größer und prächtiger war, als jetzt Paris und London. Die prächtigste jedoch war Syrakus.

Da saß nun einmal ein mächtiger König, Namens Dionysius; der war gar ein grausamer Wütherich und unterdrückte das Volk, und war deswegen auch bei all' seinen Unterthanen unsäglich verhaßt und verabscheut. Wenn nun die Unterdrückungen manchmal allzugroß wurden, da kam es wohl manchem sonst braven und ruhigen Bürger in den Sinn, ihn zu ermorden und dadurch das Land von seinen grausamen Unterdrückungen zu befreien; ergriff man jedoch einen Solchen auf der That, so mußte er gewöhnlich eines grausamen und fürchterlichen Martertodes sterben. — Und so schlich sich denn einst auch ein Bürger von Syrakus, Namens Mörus, mit dem Dolch unter dem Mantel zu Dionys, dem grausamen Tyrannen, hinein, mit der festen Absicht, ihn endlich aus dem Weg zu räumen. Doch die Wachen des Tyrannen nahmen ihn fest, ehe es ihm noch gelang, die That zu vollbringen, und

als sie den Dolch bei ihm fanden, schlugen sie ihn in Banden und schleppten ihn vor den König; dieser fragte den Mörus, finster blickend: „Was wolltest du denn mit dem Dolche? Sprich!“ Mörus erwiderte ihm frei und furchtlos: „Ich wollte die Stadt von dem grausamen Tyrannen Dionysius befreien!“ — „Dafür will ich dich an's Kreuz schlagen lassen,“ sagte hierauf der Wütherich. — „Ich bin zum Sterben bereit und flehe nicht um mein Leben,“ sagte nun Mörus; „doch wenn du mir Gnade widerfahren lassen willst, so bitt' ich dich nur noch um eine Frist von drei Tagen; ich habe vorher noch eine wichtige Angelegenheit zu ordnen und muß meine Schwester verheirathen. Als Bürgen laß ich dir meinen besten Freund Selinuntius zurück, und wenn ich in drei Tagen nicht zurück bin, so darfst du ihn statt meiner kreuzigen lassen.“ Der König besann sich einen Augenblick und gar arglistig lächelnd, sprach er alsdann: „Drei Tage will ich dir schenken; doch ist die Zeit verstrichen, und du bist nicht zurück, so muß dein Freund statt deiner sterben und dir ist dann die Strafe geschenkt.“ Mörus eilte nun sogleich zu seinem Freunde und sagte zu ihm: „Der König will mich an's Kreuz schlagen lassen, weil ich ihn zu ermorden strebte; doch will er mir, damit ich vorher noch meine arme Schwester verheirathen kann, drei Tage Frist schenken. So geh' denn du, mein Freund, indessen zum König, und bleibe gleichsam als Pfand für mich bei ihm, bis ich wieder zurück bin und dich auslöse, nicht wahr?“ —

Schweigend umarmte ihn der treue Freund, und lieferte sich sogleich dem Tyrannen aus. Mörus begab sich hierauf

in die Stadt, wo seine Schwester wohnte, und ehe die drei Tage herum waren, hatte er die Schwester schon mit ihrem Verlobten vermählt, und nun eilte er am Morgen des dritten Tages, was er nur konnte, wieder heimwärts, damit er ja die Frist nicht verfehlen möchte. — Doch war gerade ein recht stürmischer Tag, ein nicht enden wollender Regen ergoß sich vom Himmel herab, die Quellen stürzten schäumend von den Bergen, die Bäche und Ströme schwollen immer mehr und mehr an, und als Mörus mit dem Wanderstab in der Hand an den Strand des Flusses kam, da fand er die hölzerne Brücke nicht mehr, der reißende Strudel hatte sie mit hinabgerissen, und donnernd sprengten gerade noch die Wogen den letzten krachenden Bogen davon. Ganz trostlos lief er nun am Rand des Ufers umher; und wo er auch hinspähte und blickte, und wie er auch mit donnernder Stimme um Hilfe rief, kein Nachen stieß vom sichern Strande, ihn nach Syrakus zurückzuführen; zum Meer war fast der wilde Strom geworden, und kein Schiffer wagte es, noch eine Fähre zu lenken. Da sank er unter Thränen am Gestade hin, und flehte mit hocherhobenen Händen zu Zeus, welcher so zu sagen der König der griechischen Götter war, mit den Worten: „O Zeus, du Vater der Götter und der Menschen, du Gott des Regens und des Gewitters, o erbarme dich meiner, und hemme das Toben des Stromes! Die Stunden verrinnen, die Sonne steht schon hoch im Mittag, und wenn sie untergeht, ehe ich die Stadt erreicht habe, so muß ja mein Freund für mich sterben!“ Allein noch höher schwoll der Strom an und noch größer wurde seine Wuth; es verrann eine Welle nach der andern, und

eine Stunde nach der andern verging; da faßte er, von der Angst getrieben, auf einmal Muth, sprang in die brausenden Wogen hinein, und mit seinen kräftigen Armen theilte er den Strom, und der Gott erbarmte sich seiner, und führte ihn glücklich ans andere Gestade hinüber; da fiel er auf die Knie und dankte dem Gott, der ihm so gnädig geholfen, und eilte alsdann mit beflügelten Schritten Syrakus zu. Doch wie er nun gerade durch einen Wald, durch den der Weg führte, gehen wollte, da stürzte auf einmal eine Rotte mordbegieriger Räuber aus einem dunklen Gebüsch hervor, vertrat ihm den Weg, und drohte ihn zu ermorden. Mörus war bleich vor Schrecken und rief mit bebender Stimme: „Was wollt ihr von mir? Ich habe nichts als mein Leben, und selbst das ist dem Könige schon verfallen. Um meines Freundes willen erbarmt euch, und laßt mich schnell weiter ziehen, denn wenn ich vor Sonnenuntergang nicht in Syrakus bin, so muß er statt meiner sterben!“ Doch die Räuber fühlten kein Erbarmen, sondern sie warfen sich auf ihn, um ihn zu plündern; da ergriff ihn der Muth der Verzweiflung, er entriß einem der Räuber seinen Streitkolben und schlug sogleich drei davon nieder; — als die andern das sahen, ergriffen sie eilig die Flucht. Mörus setzte nun mit der größten Eile seinen Weg weiter fort; das Wetter hatte sich indeß geändert, die Sonne schien glühend heiß herab, und als nun Mörus ein paar Stunden, ohne sich auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen, bei furchtbarer Hitze vorwärtsgeschritten war, brachen ihm auf einmal die Knie vor lauter Erschöpfung zusammen, und er sank zur Erde, von brennendem Durst gequält; — da flehte er abermals

zu Gott und rief: „O Gott, hast du mich nur deswegen aus den Händen der Räuber erlöst, und aus dem Strom wieder ans trockene Land gebracht, damit ich hier verschmachten und mein treuer Freund doch noch für mich sterben soll? O erbarme dich auch noch in dieser Noth meiner, und labe mich nur mit einem einzigen Trunk Wasser!" — Horch, da sprudelte es auf einmal silberhell und man vernahm ein rieselndes Rauschen; Mörus hielt den Athem an und lauschte, und sieh, es sprang geschwätzig und schnell aus einem nahen Felsen eine Quelle murmelnd hervor; da bückte sich Mörus freudig nieder, erfrischte seine brennenden Glieder und eilte neu gestärkt weiter. Und die Sonne sank tiefer und tiefer, und blickte schon schräg durch die grünen Zweige, und die mächtigen Bäume warfen schon ungeheuere Schatten auf die grünen Wiesen, da sah Mörus zwei Wanderer des Weges kommen, und als er eilig an ihnen vorübergehen wollte, hörte er mit Schrecken, wie sie gerade zu einander sagten: „Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen!" Als er dies hörte, beflügelte er seine Schritte noch mehr, und eilte mit Windesschnelle, von Angst und Sorgen um den Freund gequält, nach Syrakus weiter. Bald sah er von ferne die Zinnen der prächtigen Stadt in den Strahlen des Abendroths glänzen; da kam ihm Philostratus, der treue Hüter seines Hauses, entgegen; entsetzt rief dieser seinem Gebieter zu: „Eile zurück und rette wenigstens dein Leben, da du deinen Freund doch nicht mehr erlösen kannst; denn gerade jetzt soll er sterben. Von Stunde zu Stunde hat er mit fester Zuversicht auf deine Rückkehr gehofft, und selbst der Hohn des Tyrannen war nicht im Stande, ihm

seinen Glauben an dich zu rauben." Da sagte Mörus: „Und wenn ich auch wirklich schon zu spät komme und ihm nicht mehr helfen kann, so soll mich doch der Tod mit ihm vereinigen. Denn der grausame Tyrann soll sich nicht rühmen dürfen, daß der Freund dem Freunde das Wort gebrochen hat; lieber soll er zwei Opfer schlachten, und so an Freundschaftstreue glauben lernen!" — Und als er nun endlich das Stadtthor erreichte, wo sich der Richtplatz befand, ging gerade die Sonne unter, das Kreuz war schon aufgerichtet, und eine ungeheure Menge Volkes war zusammengeströmt, um das furchtbare Schauspiel mit anzusehen. Und als er nun sah, wie man den Freund schon an einem Strick emporzog, drängte er sich gewaltig durch die dichten Reihen des Volkes und schrie: „Halt ein, Henker, und kreuzige mich, denn ich bin der, für den er Bürgschaft geleistet hat!" Ein Staunen ergriff da das Volk, die beiden Freunde fielen einander in die Arme und weinten vor Schmerz und Freude; das ergriff denn auch die Umherstehenden so, daß kein Auge trocken blieb, und selbst der König war gerührt, als er die Wundergeschichte vernahm. Er befahl, Beide vor seinen Thron zu bringen, und als sie kamen, blickte er sie erst lange verwundert an, dann sagte er: „Euch ist es gelungen, mir das Herz zu rühren und ich sehe nun, daß die Freundschaft doch noch kein ganz leerer Wahn ist. Nehmt von nun an auch mich als euren Freund auf, und laßt mich in eurem Bunde der dritte sein." — Doch die Freunde schwiegen, und die Geschichte erzählt nicht, ob sie Lust gehabt haben, mit dem Wütherich Gemeinschaft zu machen; — der Ruhm solcher

Treue wird jedoch glänzen bis auf die spätesten Zeiten, und noch manchen Leser wird die Geschichte davon zu Thränen rühren. —

[Schiller.]

Salas y Gomez.

Als ich mit meinem theuren Freunde, dem berühmten Dichter und gelehrten Naturforscher Adalbert von Chamisso, meine zweite Fahrt um die Welt machte (begann einmal ein berühmter Reisender, Herr *** seine Erzählung), und unser Schiff ruhig und stolz wie ein Schwan durch die unermeßlichen Gewässer des stillen Oceans dahin schwamm, sahen wir uns eines Tages genöthigt, an einer einsamen, wild und öde ins Weltmeer hinausragenden Felseninsel vor Anker zu gehen und nach einer frischen Quelle, und womöglich auch nach Wildpret und Seemöveneiern zu suchen. — Wir fuhren also mit einem kleinen Boot an's Land, und während die Andern längs der Küste hingingen, klomm ich mit dem Naturforscher die Anhöhe hinauf. Es war die spanische Insel Salas y Gomez, an der wir vor Anker gingen, so zu sagen ein einziger in die See hinausragender Schieferfels, den sich das Volk der Vögel zur Ruhestatt erkor, wo jedoch weder Gras noch Moos wächst, und wo die Gluth der tropischen Zone so furchtbar ist, daß Einem der Boden unter den Füßen glüht, wo man geht und steht. — Wir stiegen also den steilen Schiefersteinfelsen hinan.

Die vielen Vögel, welche da hausten, schienen nicht die geringste Furcht vor uns zu haben, sondern blieben keck sitzen und sahen uns mit gestreckten Hälsen an, und das war denn freilich ein Zeichen, daß sie hier noch niemals von einem Jäger beunruhigt worden waren und daher keine Gefahr fürchteten.

Endlich gelangten wir auf den Gipfel. — Ein Schauder ergreift mich noch jetzt, wenn ich daran denke, welcher Anblick uns hier zu Theil ward. Wir ließen unsere Blicke rings umher schweifen, doch wir sahen nichts als eine ungeheuere brennende Wüste. Auf einmal sah ich wieder zu den Boden, auf dem ich stand, und meine Blicke fielen starr auf eine Stelle. —

„Mein Gott," dachte ich bei mir, „träum' ich denn? Was seh' ich? — Sind denn das nicht Schriftzeichen? — Buchstaben, von eines Menschen Hand in den Schieferstein eingeritzt?" — Ich machte meinen Freund aufmerksam darauf und wir bogen uns nieder, um uns noch genauer zu überzeugen, und richtig hatt' ich mich nicht getäuscht: — 50 Kreuze waren da eingeritzt; sie standen in 5 Reihen unter einander, und es schien schon sehr lange her zu sein, daß sie eingeritzt worden waren. Auf einer andern Schiefertafel gewahrten wir noch eine andere flüchtige Schrift, und obgleich sie schon fast nicht mehr leserlich war, so sah man doch deutlich, daß sie noch nicht so alt war, als die Kreuze. Auch sahen wir deutliche Fußspuren, von denen sie zum Theil schon wieder verwischt war; es schien ein Fußpfad darüber hinzugehen, und es mußte also schon einmal ein menschliches Wesen hier gelebt haben. Und so war es auch;

der Weg führte zu einem Felsenvorsprunge hinab; und was sahen wir da? — Einen Ruheplatz. — Da nahm der Arme also seine Nahrung ein, denn auf dem Boden lagen zerbrochne Eierschalen. Unser Grausen wuchs von Minute zu Minute; — „mein Gott,“ dacht' ich, „wer mag eine solche Wildniß denn bewohnen?“ — Ringsumher blickend und spähend, und mit eingehaltenem Athem lauschend, gingen wir nun den kahlen Felsweg weiter, und stiegen dem andern Gipfel der Schiefersteininsel zu, der gegen Morgen lag; als wir jedoch nirgends mehr Spuren von einem Menschen fanden, so waren wir schon nahe daran zu glauben, es wäre blos ein Irrthum von uns gewesen, und stiegen höher und höher auf den, wie wir wähnten, von der Natur selbst gemachten Stufen hinauf. Da standen wir denn endlich auf der letzten und höchsten und sahen: — noch jetzt stockt mir das Blut im Herzen: — einen Greis sahen wir vor uns liegen, einen nahezu hundertjährigen Greis. — Seine Züge trugen bereits den Stempel des Todes. Nackt und langgestreckt lag die riesige Gestalt da, deren Haupt auf einem Felsenstein ruhte. Sein Antlitz war umglänzt von dem Silber eines langen, schneeweiß glänzenden Bartes, und herrliche Silberlocken fielen ihm bis auf die Lenden herab, und umgaben seinen hagern Leib gleich einem Mantel; sein Antlitz war so ruhig und klar, wie ein Frühlingsmorgen, und still und demuthsvoll lag er da, mit kreuzweis auf der Brust zusammengeschlagenen Händen, und wie ich so voll Schauer auf das Bild hinsah, das sich unsern erstaunten Blicken darbot, quoll mir, ohne daß ich es merkte, ein Strom von Thränen aus den Augen. Endlich erwachte ich aus

diesem Starrkrampf, und mit Windesschnelle flog ich hinunter und rief geschwind auch die übrigen Gefährten zusammen, die mir mit lautem Geschrei und zweifelnd zu dem Ort hin folgten; doch als sie den Wundergreis erblickten, schwiegen sie und feierlich still schlossen sie einen Kreis um ihn und sahen ihn mit Erstaunen an. Da, auf einmal rührte er sich noch einmal, ein schwacher Athem hob die Brust, er schlug die Augen auf und richtete sein Haupt empor, und sah uns mit einem Blick des Zweifels und des Staunens an; er öffnete die abgestorbenen Lippen, um noch ein Wort zu sprechen; doch mit dem Sprechen war's vorbei, er brachte nichts mehr heraus, und stumm sank er wieder zurück. Unser Schiffsarzt, der gleichfalls mit zugegen war, bog sich zu ihm nieder, um ihm helfend beizustehn; doch es war zu spät, der Greis war todt. — Sein ganzer Nachlaß bestand in drei von ihm beschriebenen Schiefertafeln; wir warfen das Loos darüber, dadurch fielen sie mir zu, und noch jetzt bewahre ich sie als ein theures Andenken. Sie waren in spanischer Sprache geschrieben, und während ich sie schnell und flüchtig durchflog, erdröhnte plötzlich ein Schuß von unserem Schiff her, der uns Eile gebot; bald folgte noch ein zweiter, und dann noch einer, und eilig sandte Jeder noch mit feuchten Blicken ein kurzes Gebet zu Gott für seine Seele empor, worauf wir schleunigst unsere Boote suchten; und wie wir ihn fanden, so ließen wir ihn auch liegen, und der Felsen, worauf der Arme litt und schmachtete, diente ihm auch zur Ruhestatt und zum Grabmal. „Friede sei mit dir, du Schmerzenssohn," so rief ihm mein Freund Chamisso noch vom Schiff aus zu; — „deine

Asche gibst du nun den Winden Preis, und allnächtlich werden die schönsten Kerzen ob deinem Grabe strahlen, die Sterne des Kreuzes*) am hohen Sternenzelt!" —

Die erwähnten drei Schiefertafeln waren so zu sagen die auf Stein geschriebene Geschichte seines Lebens. (Bei diesen Worten zog Herr *** ein kleines Heft aus der Tasche und sprach:) Adalbert von Chamisso hat später unter dem Titel „Salas y Gomez" ein herrliches Gedicht darüber gemacht. —

Auf der ersten Tafel stand Folgendes: „Ich bin in Cadix in Spanien geboren. Ich zählte acht und zwanzig Jahre, und war der glückliche Bräutigam einer reizenden Gräfin. Ihr Vater war steinreich, ich arm, und nur dieses einzige Hinderniß und der Stolz und Geiz des alten Gouverneurs stand unserem Lebensglück im Wege. So beschloß ich denn endlich, eine Fahrt nach Indien zu machen, der Heimath des Goldes, der Perlen und Juwelen, um mir von da Geld und Reichthümer zu holen, und mir mit schnödem Gold von dem Geizhals die geliebte Braut zu erkaufen, auf deren Treue ich bauen durfte. Von den Thränen und sehnlichsten Wünschen der Geliebten begleitet, bestieg ich das Schiff. Der Fahrwind war der günstigste und blähte lustig die Segel.

Es war Nacht, ich lag auf dem Verdeck und beobachtete still die prächtigen Sterne, die zwischen den Tauen und Segeln hin und her zu schwanken schienen, bis ich, ohne es zu merken, einschlief, und Träume voll Zukunftsglück und Seligkeit mein Haupt umschwebten. Ich sah im Geiste bereits die Schätze der ganzen Welt vor mir aufgehäuft, und

*) „Das Kreuz" ist eines der schönsten Sternbilder des südlichen Himmels. In Europa ist es nicht sichtbar.

ihr, meiner geliebten Braut, legte ich bereits die köstlichsten Juwelen und Perlen zu Füßen, und sah sie mit indischen Gewändern geschmückt. Und das Gold, an dem das Alter sich ergötzt, brachte ich dem grauen Vater dar. Mir selber jedoch, mir war im Traum bereits der Uebermuth des Jünglings abgekühlt, ich war ein ruhiger und gesetzter Mann geworden, und die Geliebte schalt nun nicht mehr mein heißes Blut, und bei ihr wähnte ich mich im Paradies. Der Vater segnete den Bund unserer Herzen, ich führte die Braut zum Altare: — ich war bereits der glücklichste Familienvater, und kein Wunsch schien mir mehr übrig zu bleiben auf der Welt. — — — —

Da schreckte mich plötzlich ein furchtbarer Stoß aus meinen Träumen auf, Weherufe drangen aus den untern Räumen des Schiffes zu mir herauf, es folgte ein zweiter Stoß, und dann noch einer: — und das Schiff begann zu sinken. — Wir waren an eine Klippe gerathen, unser Schiff war leck, und mit furchtbarer Gewalt drangen die Wogen herein. Mich selbst und meine Gefährten, die auf dem Verdeck waren, riß bereits die erste Welle ins Meer hinab. Mit starken Armen kämpfte ich mit der grausen Macht des Elements; noch sah ich die glänzenden Sterne ob meinem Haupte; — doch plötzlich riß mich ein Wirbel in seinen Schlund hinab, da verließ mich endlich die Kraft. Noch einen Blick sandte ich zu den Sternen hinauf und rief meinen Theuern im fernen Spanien ein letztes Lebewohl zu, und übergab mich dann dem Tode im feuchten Schooß des Oceans.

Mit einem Male schien es mir, als läge ich in einem

tiefen, tiefen Schlaf, aus dem ich nicht zu erwachen vermochte, und den ich wie einen Alp mit Gewalt von mir zu wälzen suchte; endlich schlug ich die Augen wieder auf und sah mit Staunen rings umher; allmählig kehrte mir das Bewußtsein wieder zurück, es fiel mir all' das Schreckliche wieder ein, was in der letzten Nacht geschehen war, und ich sah, daß mich das Meer hier ausgespien habe. Sobald ich wieder zu Kräften kam, schleppte ich mich den Felsen hinan, um das Land auszukundschaften, an das ich verschlagen worden war; doch ach, ich sah nichts als Luft und Meer und diesen nackten Stein, umgeben von einer Wildniß, der ich selbst nackt und hilflos zum Opfer gefallen war.

Weit, weit von mir, auf einem Felsenriff, lag das Wrack, wo es noch manches Jahr ruhig stand; ich vermochte es jedoch nicht zu erreichen, und sah, wie Wind und Welle nach und nach auch von ihm ein Stück nach dem andern entführte. „Ach," dacht' ich, du wirst wohl deine Gefährten, die ihr Geschick früher ereilt hat als dich, in dieser Wüste nur noch wenige Tage beneiden." — Indeß, es kam doch anders, als ich glaubte; der Tod verschmähte mich und die Vogeleier reichten gerade hin, mein Leben zu meiner eigenen Qual und Pein zu verlängern; — und so leb' ich denn hier einsam mit meinem Elende, und schreibe mit scharfen Muscheln auf diesen Stein, der wahrlich mehr Geduld hat, als ich, mein schreckliches Geschick. Leider habe ich noch wenig Aussicht, so bald zu sterben und durch den Tod endlich von meinen Qualen erlöst zu werden."

Auf der zweiten Schiefertafel stand Folgendes: „Einst saß ich vor Anbruch des Tages am Gestade. Schon senkte

sich das Sternbild des Kreuzes tiefer und tiefer hinab, die ersten Streifen der Morgendämmerung kamen zum Vorschein, und ein kühler Wind erhob sich. — Doch war es noch finster ringsumher, und mir war, als nähme die Nacht kein Ende. Nach und nach fingen die Vögel endlich zu singen an, Luft und Meer schieden sich mehr und mehr von einander, und die letzten bleichen Sterne verschwanden hinter dem tiefen Blau und dem goldenen Morgenroth. Andachtsvoll und mit nassen Augen kniete ich da, als das herrliche Gestirn des Tages endlich in seiner ganzen Pracht emporstieg, und Licht und Balsam träufelte in jede Schmerzensnacht. — Doch was sah ich? — Ein Schiff — ein Schiff, das mit vollen Segeln seinen Lauf herwärts lenkte! — „Noch" rief ich aus, „noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt! O mein Gott, ja du strafst gerecht und milde; kaum hab' ich mich reuevoll dir wieder zugewandt, so erbarmst du dich auch schon deines Kindes, und führst mich heraus aus dieser Todtengruft, und bringst mich wieder zu Menschen, sie als Brüder an mein Herz zu drücken! Ich darf von Neuem für sie leben und sie lieben warm und treu." — Ich eilte auf den höchsten Gipfel des Felsens hinauf, und während ich das Fahrzeug scharf beobachtete, fühlte ich mich mehr und mehr erbleichen; — denn noch gelang es mir nicht, mich bemerkbar zu machen; — das Schiff wuchs von Minute zu Minute, und mit ihm die Angst in meiner Seele namenlos; denn nur durch das Fernrohr konnte man mich von dem Schiff aus sehen, da mir auf meinem Felsen weder Feuer zu Gebote stand, um einen Rauch damit zu machen, noch ein Stück Tuch, um damit zu winken; — so nackt

und entblößt selbst von dem Nöthigsten war ich; nur die Arme konnte ich ausbreiten, und zu Gott um Hilfe schreien. „Du Allbarmherziger,“ rief ich voll Angst, „du kennst und fühlst ja mein Loos!“ — Und ruhig schwamm das Fahrzeug, mit vom Wind geblähten Segeln, auf dem glatten Spiegel daher, und es kam näher und immer näher heran. — Und jetzt, was hör' ich? — Nein, mein Ohr hat mich nicht betrogen! Das war des Meisters Pfeife, der Wind hat ihre Töne bis zu mir herüber getragen; und gierig sog ich sie ein und sagte zu mir selbst: „Wie wird dir erst der seit so vielen Tagen entbehrte süße Laut der Menschenrede wieder ans Ohr schlagen! — Sie werden mich doch bemerkt haben? — Ziehen sie nicht schon die Segel an und sind im Begriff, den Lauf des Schiffes zu ändern? — O Gott, auf dich vertrau' ich fest! — Wie? nach Süden lenken sie jetzt? — Wohl, sie müssen ja wohl nach Süden; — um nicht der Brandung zu nahe zu kommen, müssen sie das Riff umfahren; o gleite sicher, Schiff meines Glückes! — Jetzt wär es an der Zeit, einmal zu landen! — — — O Gott! Meine Ahnung! Blickt doch her, blickt her! legt bei! setzt das Boot aus!“ rief ich mit mächtiger Stimme, „dort unterm Winde, dort versucht zu landen!“ — Doch das Boot ward nicht ausgesetzt: — ach, das Schiff wußte ja nichts von meiner Noth, und ruhig und ahnungslos glitt es durch die blaue Fluth, und der Raum zwischen ihm und mir wuchs und wuchs: — bis ich endlich nichts mehr von ihm sah. — — — — — Und als nun meine Blicke es in weiter blauer Ferne noch suchten und suchten, und nichts mehr sahen von ihm, und als ich mich so verhöhnt und be=

logen sah: — da fluchte ich mir und meinem Gott; ein wilder Wahnsinn, ja eine wahre Tobsucht ergriff mich, und ich schlug meine Stirne gegen den Felsen! — Und so lag ich drei Tage und drei Nächte da, ohne Nahrung zu mir zu nehmen, in einem Zustande der Wuth und des Schmerzes, der mir zuletzt das Herz zu brechen drohte. — Erst nach drei langen, langen Tagen fand ich endlich wieder Thränen und dann erhob ich mich, vom Hunger mit Gewalt genöthigt, um wieder nach neuer Nahrung zu suchen für meinen bis zum Tod erschöpften Körper.“ — — —

Und nun die letzte von den drei Schiefertafeln: —

„So gingen nach und nach Wochen, Monate und Jahre dahin, und kein Hoffnungsstern leuchtete mir mehr. — So oft ich sah, daß wieder ein Jahr herum war, ritzte ich ein Kreuz in den Schieferfels hinein; — doch zuletzt unterließ ich auch das, nachdem es bereits mehr als 50 Jahre waren, daß ich so an diesem Felsen saß, ja, mehr als 50 schreckliche Jahre; — und während dieser ganzen, endlos langen Zeit waren Vogeleier meine einzige Nahrung gewesen, und sind es noch; im Freien war mein Lager, und auf einem Stein ruhte des Nachts mein müdes Haupt. Tag aus, Tag ein sitz' ich nun stumm in Sonn' und Regen am Gestade, und blicke starr in die öde Ferne hinaus, und lausche still dem Rauschen der Wogen, und ein Meersturm hat nichts Schreckliches mehr für mich. — Ach, es ist nicht schwer, die Wuth des wilden Elements beim Tageslicht zu ertragen, wo Luft und Meer dem Auge Abwechslung gewähren und den Muth erproben. Schrecklich sind dagegen die endlos langen Nächte, wo Einen grausige Träume plagen; — und noch schrecklicher

eine schlaflose Nacht, wo Einen die Bilder der vergangenen glücklichen Zeiten umgaukeln und Einen fast zum Wahnsinn bringen! In solchen Stunden seh' ich mich selbst wieder als frischen, fröhlichen Knaben, ich sehe meine theure Braut und die blauen Hügel meiner Heimath wieder. „Geht doch," ruf' ich dann oft voll Schmerz, „geht doch, ihr Bilder voll Glück und Leben! Was sucht ihr bei dem Todten? Geht, der Tag bricht an!" Und der Tag bricht an, und ich bin wieder einsam, einsam mit mir selbst, in grausenhafter Abgeschiedenheit! Mühsam schlepp' ich noch meine alten Glieder hinunter zum Strande, und suche mir längs der Küste meine Nahrung. Ich fühl' es, daß sich dieser schwache Leib nun bald zur Ruhe legen wird. Endlich, endlich wird ja doch die Stunde schlagen, wo mich der Tod erlösen wird von meinen Leiden. Der Sturm in meinem Herzen ist ja jetzt längst vorüber, und hier, wo ich litt und wo ich den schweren Kampf kämpfte mit Gott und mit mir selbst, hier hab' ich auch gelobt zu sterben. Und ich flehe täglich und stündlich zu Gott dem Herrn, weder Schiff noch Menschen mehr hieher zu führen an diesen wilden Schieferfels, bevor ich nicht todt bin! Einsam will ich nun in dieser Wildniß sterben, denn was nützte es mir jetzt noch einmal nach der Heimath zu gelangen? -- Sie, die meinen Eintritt in die Welt gesehen haben, sie ruhen ja schon längst im Grabe, und auch sie, die Braut, und sie, die theuern Freunde! Ich bin todt für die Welt und wäre jetzt ein Fremdling in meiner eigenen Heimath! Drum laß mich sterben, mein Gott und Herr, einsam, wie ich gelebt habe! Laß mich deiner Gnade empfohlen sein, und wenn ich todt bin, so laß

als ewiges Licht auf meinem Grabe das Sternbild deines Kreuzes nächtlich glänzen! —"

[A. v. Chamisso.]

Der Handschuh.

König Franz von Frankreich saß einst in seinem Thiergarten und harrte auf den Beginn eines jener Kampfspiele zwischen wilden Thieren, wie sie damals üblich waren. Die Blüthe der französischen Ritterschaft saß um ihn her, und auf einer Altane glänzte ein Kranz von lauter jungen schönen Damen. — Als nun, während ringsum ein erwartungsvolles Schweigen herrschte, der König mit der Hand winkte, da sprang plötzlich die Thüre des Zwingers auf, und ein ungeheuerer Löwe trat mit langsamem Schritt hinein; stumm sah er sich rings um im ganzen Kreise, dann machte er seinen großen Rachen zum Gähnen auf, schüttelte seine Mähne, streckte sich und reckte sich und legte sich dann nieder. Da winkte der König zum zweitenmal, und schnell sprang ein zweites Thor auf, und ein Tiger stürzte mit wildem Sprunge heraus, und als er den Löwen erblickte, brüllte er schrecklich, ringelte den Schweif furchtbar und streckte die Zunge gewaltig heraus; hierauf umschlich er mit grimmigem Geknurre im Kreis den Löwen und legte sich dann lauernd neben ihn nieder. Noch einmal winkte der König, da sprangen auf einmal zwei prächtige Leoparden durch zwei Thüren heraus, und stürzten mit großer Kampflust auf den Tiger

los; dieser packte sie sogleich mit seinen grimmigen Tatzen, und als der Löwe brüllend emporsprang, da ward's mit einemmal ruhig im Zwinger, und vor Mordbegier brennend, lagerten sich die wilden Thiere im Kreise. In diesem Augenblick fiel zufällig von dem Balkone ein Handschuh von einer schönen Dame gerade zwischen den Löwen und den Tiger hinein; da sagte zu einem edlen Kavalier, Namens Delorges, der in der Nähe der Damen stand, Fräulein Kunigunde, denn so hieß die Dame, welcher der Handschuh gehörte, in spöttischem Tone: „Nun, Herr Ritter, wenn Ihr mich wirklich so sehr liebt, wie Ihr mir's jederzeit zuschwört, so beweist es mir doch einmal durch die Probe, daß Ihr mir meinen Handschuh da unten aufhebt.“ Und ohne sich zu bedenken, stieg der Ritter ruhig und festen Schritts in den furchtbaren Zwinger hinab und holte mit kecker Hand den Handschuh mitten aus dem Kreis der Bestien heraus. — Man kann sich denken, mit welchem Staunen und Grauen die Ritter und Damen dem kecken Jüngling zuschauten, als er mitten unter die wilden Thiere trat und den Handschuh aufhob; und als er nun mit dem Handschuh in der Hand den Zwinger wieder verließ, und ihn der Dame gelassen zurückbrachte, da erscholl ihm aus Aller Mund das lauteste Lob entgegen, und selbst das sonst so stolze Fräulein Kunigunde empfing ihn jetzt mit einem freundlichen Blick, der ihm das höchste Glück verhieß; doch der Ritter warf ihr den Handschuh stolz ins Angesicht und sagte: „Behaltet Euren Dank für Euch, stolze Dame, ich begehre seiner nicht; man kann sehr schön und adelig, und doch ein gefühlloses, hartes und unbarmherziges Geschöpf sein.“ — Und

damit verließ er sie auf der Stelle, und sah sie nie mehr wieder.

[Schiller.]

Das Glück von Edenhall.

Der jugendliche Lord von Edenhall war der letzte Sprößling eines altadeligen englischen Geschlechtes. Er war ein unerfahrener, übermüthiger und dem Zechen und Schwelgen ergebner Jüngling. Er war sehr reich, und daher stets von einer ganzen Schaar von Schmeichlern und Wohldienern, die sich seine Freunde nannten, umgeben.

So saß er denn einmal eines Abends wieder in seinem Schloß mit diesen seinen Freunden beim Zechgelag, und prächtige Musik rauschte, während die Champagner-Gläser lustig im Kreise gingen, durch den weiten Saal hin. Der Wein that bald seine Wirkung bei den jungen Zechern, und schon halb und halb berauscht, sprang plötzlich der fröhliche Lord auf, ließ die Pauken und Trompeten noch lauter ertönen, und rief, indem er sich am Tisch festhielt, denn schon war er nicht mehr im Stande, gerade zu stehen, seinem Mundschenken, einem im Dienst seiner Väter ergrauten Mann, zu: „Heda! Bringe mir das Glück von Edenhall hieher!“ —

Man sah es dem greisen Diener deutlich an, wie ungern er diesen Befehl vernahm. Mit Zögern nahm er aus einem seidenen Tuch ein hohes Trinkglas von dem reinsten Cry=

stall heraus, und überreichte es traurigen Blicks seinem jungen Herrn, denn es war — das Glück von Edenhall. „Nun," rief jetzt der Lord voll Uebermuth, „diesem Glas zu Ehren schenk' mir Rothen ein aus Portugal!" — Still und düster gehorchte der Mundschenk und füllte das Glas mit zitternden Händen. Da verbreitete sich urplötzlich ein purpurnes Licht in dem Saal, es strahlte aus dem Glück von Edenhall. Nun schwang der Lord das Glas und sagte zu seinen trunkenen Gästen: „Seht, dieses prächtige Glas von Crystall erhielt einst einer der Ahnherrn meines Geschlechts von einer Fee des Waldes für einen unbedeutenden Liebesdienst; sie schrieb in das Glas folgenden Spruch hinein:

„Kommt eines Tags dies Glas zum Fall,
Dann ist es aus mit dem Glück von Edenhall."

Dieses Kelchglas hat sich nun schon seit manchem Jahrhundert von einem Ahn meines Hauses auf den andern vererbt. Keiner hat es noch bis jetzt gewagt, das Glück von Edenhall zu versuchen, so will denn ich es jetzt thun; denn ich thue gern einen vollen Zug und läute gern mit hellen Glocken. Drum auf, meine Freunde, und angestoßen mit dem Glück von Edenhall!" — Jeder von den Gästen schwang nun sein Glas und stieß wild an an das zerbrechliche Glück von Edenhall. Das gab zuerst einen milden, tiefen, vollen Klang von sich, gleich dem Gesang der Nachtigall, der allmählig in ein dem Waldstrom ähnliches Brausen überging, und zuletzt wie ein Widerhall des Donners erdröhnte. Bei diesen seltsamen Tönen ward es nun den

wilden Zechern, bis auf den jungen Lord selbst, welcher sich nicht mehr so leicht schrecken ließ, doch einen Augenblick ängstlich zu Muthe. Letzterer lachte jedoch dieser Furcht seiner Gäste, schwang abermals das Glas und rief wieder: „Eines der kühnsten Geschlechter Englands wählte sich den leichtzerbrechlichen Crystall zum Grundstein und Anker seines Hauses. Dieser thörichte Aberglaube währt nun schon länger, als recht ist. Drum auf, Freunde, stoßt noch einmal an mit mir! Denn seht, mit diesem kräftigen Prall fordere ich heraus das Glück von Edenhall." — Und abermals stieß er an mit dem herrlichen Pokal. Jedoch in demselben Augenblick zersprang mit einem furchtbaren Knall auch das Glas, und zugleich mit ihm stürzte der Saal zusammen, worin die übermüthigen Zecher saßen, und durch den Riß der Mauern, und durch Thüren und Fenster schlug plötzlich lichterloh die Flamme herein. Den Schrecken und die wilde Verzweiflung der Gäste kann man sich denken; denn die nicht im Feuer umkamen, die wurden erschlagen. Ein Feind des jungen Lords war nämlich in der Nacht, während dieser sorglos beim Zechgelag saß, heimlich in das Schloß hereingedrungen, und wüthete nun darin mit Feuer und Schwert. So fanden der Lord und seine Gäste gemeinsam mit einander den Tod, zugleich mit dem brechenden Glück von Edenhall, welches der übermüthige Jüngling, als er in seinem Blute am Boden lag, noch krampfhaft in seiner Rechten hielt.

Am andern Morgen sah man nur noch den greisen Mundschenken durch die zerstörten Säle des Schlosses schleichen, das noch gestern in seiner ganzen Pracht vor ihm gestan=

den. Er suchte die verbrannten Gebeine seines Herrn zusammen, um sie christlich zu begraben. Während er so unter den Trümmern ehemaliger Geräthschaften auch die Scherben des Glückes von Edenhall wieder zusammensuchte, sprach er dumpf vor sich hin: „Ja, die steinernen Mauern springen in Stücke, hohe, mächtige Säulen stürzen, der Erde Stolz und Glück ist nur Glas; und auch die Erdkugel wird einmal zusammenbrechen, wie das Glück von Edenhall.“

[L. Uhland.]

Der Taucher.

Vor mehr als sechshundert Jahren saß auf dem deutschen Königsthron ein gar mächtiger Kaiser, das war Friedrich der Zweite aus dem glorreichen schwäbischen Geschlechte der Hohenstaufen. Der war nun damals auch zugleich König von dem wunderschönen Königreich Neapel, und allda brachte der Kaiser den größten Theil seines ruhmreichen und glänzenden, leider nicht besonders glücklichen Lebens zu; in unserm lieben deutschen Vaterland ist er fast ein Fremdling gewesen. — Einstens geschah es nun, daß der König, der einen gar lustigen Hofstaat hielt, und stets von berühmten Sängern und Gelehrten umgeben war, mit seinem Gefolge am hohen Gestade des Meers lustwandelte; — und als sie nun an einer ungeheuren Klippe, die schroff und steil ins Meer hinaushing, vorüber kamen, da nahm der König plötzlich einen goldenen Becher, stieg auf die

Klippe hinauf und sagte: „Wer von euch Rittern und Knappen wagt es denn wohl, da in den Schlund des Meers hinunter zu tauchen? Diesen goldenen Becher will ich ins Meer werfen. Wer ihn mir wieder zeigen kann, der mag ihn als sein Eigenthum behalten!“ Und als der König dies gesagt hatte, nahm er den Becher, und warf ihn von der hohen Klippe ins unergründliche Meer hinab. Und wieder fragte der König: „Nun, wer ist denn der Beherzte, der es wagt, ins Meer hinunter zu springen?“ — Doch all' die Ritter und Knappen um ihn her, welche seine Frage vernahmen, standen zagend da und schwiegen still. Sie schauten ins wilde Meer hinein, sie sahen fragend einander an, doch keiner von ihnen, so schien es, hatte Lust, den Becher zu gewinnen. Als der König das sah, fragte er zum dritten Mal: „Ist denn Keiner unter euch, der sich hinunter wagen will?“ Denn der König war gar ein wißbegieriger, in jeder Wissenschaft seiner Zeit wohlerfahrener Mann, und war nun Willens, um jeden Preis herauszubringen, was denn da unten im unergründlichen Meer noch für geheime Wunder wären. — Und als nun auch jetzt noch Alles stumm blieb, da trat mit einmal ein Edelknabe sanft und keck unter den zagenden Knappen hervor, warf den Gürtel und den Mantel von sich, und machte sich fertig, ins Meer hinabzuspringen. Da schauten die Männer und Frauen, welche umherstanden, wohl verwundert auf den herrlichen Jüngling hin. — Dieser trat nun an den steilen Abhang des Felsens und schaute hinab in den Schlund des Meers. Brüllend und schäumend gab der Strudel die Wasser, die er hinabschlang, beständig wieder zurück. Und

gerade wie wenn man den Donner von ferne rollen hört, so stürzten sie schäumend aus dem finstern Schooß heraus. Das war ein Wallen und Sieden, ein Brausen und Zischen, gerade wie wenn sich das Wasser mit Feuer mischt. Bis zum Himmel empor spritzte der dampfende Gischt, und ohne Ende drängte sich eine Welle auf die andere; das Toben nahm gar kein Ende, es war wie ein Meer im Meer. — Doch endlich legte sich die wilde Gewalt, und aus dem weißen Schaum heraus gähnte eine kohlschwarze Oeffnung, welche gar keinen Grund und Boden zu haben schien, und die so tief war, daß man hätte glauben mögen, sie führte geraden Wegs in die Hölle hinein, und wirbelnd zog der strudelnde Trichter die brandenden Wogen hinab. Doch ehe nun die Brandung wieder heraufkam, empfahl sich der Jüngling schnell dem lieben Gott, und sprang beherzt ins wilde Meer hinein. — Ringsum vernahm man nur einen Schrei des Entsetzens und schon war er von dem Wirbel hinabgerissen, der geheimnißvolle Rachen des Meeres schloß sich ob dem verwegnen Taucher, und nirgends zeigte sich mehr eine Spur von ihm. — Ueber dem Meer ward es nun still; unten hörte man nur noch ein hohles Brausen; und ängstlich riefen die Zuschauer aus: „Hochherziger Jüngling, leb' wohl!“ — Und immer hohler und hohler vernahm man das Heulen des Meers, und ein tiefes Bangen und Grausen ergriff rings um die Herzen. Da sagte Einer von den Umherstehenden zum Könige: „Und wenn du die Krone selbst ins Meer würfest und sagtest: wer mir die Krone wieder bringt, der soll sie tragen und König sein, — ich möchte sie nicht gewinnen, denn was das heulende Meer da unten verbirgt,

wird nie ein Lebender erzählen. Schon manches Fahrzeug ist vom Strudel erfaßt und in die unermeßliche Tiefe hinabgerissen worden, und nur zerschmettert rangen sich Kiel und Mast aus dem fürchterlichen Grab, das Alles verschlingt, wieder herauf." — Während der Ritter noch sprach, vernahm man immer lauter und lauter ein Sausen, gerade wie wenn ein Sturm losbrechen will; das Brausen der Wogen kam immer näher und näher, und wieder war's, als vernähme man ein Wallen, ein Sieden und Brausen und Zischen, gerade wie wenn sich das Wasser mit Feuer mischt. Bis zum Himmel spritzte wieder der dampfende Gischt, und ohne Ende drängte sich eine Welle auf die andere, und brüllend wie fernes Donnergerolle stiegen die Fluthen aus dem finstern Schooß, und aus dem finsterfluthenden Meer hob sich mit einem Male etwas Schneeweißes hervor; ein Arm, ein glänzender Nacken wurde sichtbar, dann kam's herangerudert mit Kraft und Gewandtheit, und „er ist's" rief es von Mund zu Mund; und wirklich war's der kühne Jüngling, der hoch mit freudigem Winken in seiner linken Hand den goldenen Becher schwang; — mit langen und tiefen Athemzügen begrüßte der kühne Taucher das himmlische Licht wieder, und Freude und Frohlocken verbreitete sich nun im ganzen Kreis, und Einer rief's freudig dem Andern zu: „er ist's, er lebt, Gott sei gelobt! Das schreckliche Meer hat ihn nicht behalten, und der Brave hat wirklich sein junges Leben aus dem schrecklichen Grab, aus der furchtbaren Wasserhöhle, gerettet." Und als er nun endlich wieder an's feste Land sprang, da umringte ihn jubelnd die ganze Schaar; der Jüngling warf sich dem Kö-

nig zu Füßen und reichte ihm knieend den Becher; da winkte der König seiner lieblichen Tochter, und die füllte den Becher bis zum Rand mit funkelndem Wein und reichte ihn dem kühnen Jüngling dar. — Nachdem nun dieser getrunken und sich neu gestärkt, wandte er sich zu dem König und sagte: „Es lebe der König, und seines Lebens freue sich, was da in diesem herrlichen Licht athmet! Denn da unten im Meer ist es fürchterlich. Der Mensch soll die Götter nicht versuchen und soll nicht aus Vorwitz zu schauen verlangen, was sie gnädig mit Nacht und Grauen bedecken. Mit Blitzesschnelle riß es mich hinunter, und wildfluthend stürzte mir aus einem Felsenschacht ein rauschender Quell entgegen. Die wüthende Macht des Strudels ergriff mich und trieb mich wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen herum, ohne daß ich mehr Widerstand zu leisten im Stande war, und riß mich immer tiefer und tiefer hinab. In dieser höchsten und schrecklichsten Gefahr zeigte mir Gott, zu dem ich flehte, plötzlich ein Felsenriff, das aus dem Abgrund emporragte; auf dieses schwang ich mich geschwind hinauf, und so entrann ich dem sichern Tod; — und da fand ich auch den Becher, der an einem spitzigen Korallenriffe hing, denn sonst wäre er ins bodenlose Meer hinuntergefallen. Unter mir lag es noch Bergetief da in purpurner Finsterniß, und obgleich für das Ohr dort Alles in einem ewigen Schlaf zu liegen schien, so sahen die Augen doch mit Schauder hinunter, wie es sich in diesem furchtbaren Abgrund von scheußlichen Salamandern, Molchen und Drachen regte und bewegte. Schwarz wimmelten da, grausig untereinander gemischt und zu einem abscheulichen Knäuel zusammengeschlun=

gen der stachlichte Roche, der Klippenfisch und die gräuliche Mißgestalt des Hammers; der schreckliche Haifisch, den man wohl die Hyäne des Meer's nennen kann, zeigte mir drohend seine grimmigen Zähne. So hing ich nun da an dem Felsenriff, und konnte weder vorwärts noch rückwärts, und dessen war ich mir mit Grausen bewußt. Auf menschliche Hilfe war keine Hoffnung mehr, sie war jetzt unerreichbar für mich, ich war die einzige fühlende Brust unter lauter Larven; einsam war ich in der gräßlichen Einsamkeit, tief unter dem Schall der menschlichen Rede und in einer traurigen Oede bei lauter Meerungeheuern! Und wie ich so schaudernd daran dachte, da kam auch schon eines davon, das hundert Gelenke zugleich zu regen schien, gegen mich herangekrochen, und wollte schon nach mir schnappen! Da ließ ich plötzlich vor lauter Angst und Schrecken den Zweig des Korallenriffes, an dem ich mich festhielt, los, und gleich erfaßte mich der wilde Strudel wieder mit fürchterlichem Toben; — doch war es mein Glück, denn er riß mich wieder hinauf." Bei dieser Erzählung des Jünglings ergriff die Hörer ein Schrecken und ein Grausen; selbst der König stand ganz überrascht und verwundert da. Und als der Jüngling zu Ende war, sagte er zu ihm: „Der Becher ist dein Eigenthum, und auch diesen goldnen Ring, der mit den köstlichsten Edelsteinen besetzt ist, gebe ich dir, wenn du jetzt noch einmal hinunter tauchst und mir noch weitere Kunde bringst von Dem, was du auf dem tiefsten Grund des Meers sehen wirst." — Doch als dies des Königs Tochter, welche gar gütig und gefühlvoll war, vernahm, flehte sie schmeichelnd den König an und sagte: „O gebt

doch das grausame Spiel auf, Vater; der kühne Jüngling hat Euch ja eine Probe bestanden, die kein Anderer bestand; — und wenn Ihr Euer Gelüste gar nicht bezähmen könnt, nun, so möge sich einmal einer von diesen anderen Herren da in's Meer hinunterwagen, und den Knappen beschämen!" Schnell griff nun der König wieder nach dem goldenen Becher und schleuderte ihn noch einmal in's Meer hinein und sprach zu dem Jüngling: „Und wenn du mir den Becher noch einmal herauf bringst, so will ich dich zu meinem besten und trefflichsten Ritter erheben, und meine Tochter, da, die jetzt so inständig für dich fleht, die will ich dir heute noch zur Gemahlin geben." Bei diesem Versprechen des Königs ergriff die Macht der Leidenschaft des Jünglings Seele mit Gewalt, denn schon längst hatte er das Bild der schönen Jungfrau heimlich in seinem Herzen getragen, und kühn leuchteten seine Augen. Und als er nun die schöne Gestalt erst erröthen, dann erbleichen und hinsinken sah, da trieb es ihn, den köstlichen Preis zu erringen, und Gott den Herrn versuchend, der ihm schon einmal so gnädig gewesen war, stürzte er sich zum zweitenmal auf Leben und Tod in die schäumenden Fluthen hinab. Wohl hörte man die Brandung toben, wohl kehrte donnernd ihr Schall zurück wie vorher: — mit sehnsuchtsvoll bangem Liebesblick bog sich die schöne Königstochter hinunter in's Meer, rauschend schwoll die Fluth empor, rauschend schlang sie der Strudel wieder hinab, und eine Welle nach der andern kam wieder: — doch ach, den schönen Jüngling brachte keine mehr zurück.

[Schiller.]

Der Graf von Habsburg.

Auf seinem stolzen Schloß in der uralten Kaiserstadt Aachen saß der deutsche König Rudolf von Habsburg in seiner Kaiserpracht beim feierlichen Krönungsmale. Der Pfalzgraf vom Rhein trug die Speisen auf, denn der war des Kaisers Truchseß, und der König von Böhmen schenkte als Schenk des Reiches den perlenden Wein ein; und prächtig umstanden die sieben Churfürsten, von denen in Deutschland der Kaiser gewählt zu werden pflegte, um jeder seines hohen Amtes zu warten, den neuen Herrn und Gebieter. Auf der hohen Gallerie des Saales stand dicht gedrängt das Volk, und sein frohes Gejauchze und Gejubel vermischte sich mit den fröhlichen Klängen der rauschenden Musik. Jeder Einzelne war glücklich darüber, daß die kaiserlose, schreckliche Zeit, wo es keinen Herrn mehr gab, nunmehr zu Ende, und daß wieder ein Richter auf Erden war, um das Volk vor seinen Feinden und Bedrückern zu schützen. Die Zeiten des wilden Faustrechts waren vorbei, und der Schwache und Friedliche brauchte sich nun nicht mehr zu fürchten, von dem Mächtigen unterdrückt und beraubt zu werden. — Der Kaiser ergriff den goldenen Pokal und sagte, indem er mit zufriednen Blicken in dem Saal umherschaute: „Das Fest ist zwar herrlich und köstlich das Mahl, und wohin ich blicke, sehe ich Freude und Jubel; doch den edlen Sänger, der mit seinen holden Klängen und seinen göttlichen Liedern erst die rechte Freude in das Fest bringt

und seinen Werth und seinen Glanz erhöht, den vermisse ich mit Bedauern. Von meiner frühesten Jugendzeit an war ich der hohen Kunst der Sänger hold, und was ich als Graf gepflegt und gethan habe, das möchte ich auch als Kaiser nicht entbehren."

Und während der Kaiser noch sprach, trat ein Sänger in den Saal; er trug einen langen schwarzen Talar, der dem Gewand eines Priesters ähnlich war, seine Locken waren vom Alter silberweiß gebleicht. Er wandte sich zum Kaiser und sagte: „Süßer Wohllaut schläft in dem Gold der Saiten; der Sänger kann von Lust und Liebe singen, er kann das Höchste und Beste preisen, und was nur das Herz sich wünscht. Doch sage mir, o Kaiser, was soll ich an deinem herrlichen Feste dir singen, und welcher Gesang möchte eines solchen Festes würdig sein?" „Ich will dem Sänger nicht gebieten," sprach lächelnd der Kaiser, „denn er steht in der Pflicht eines höheren Herrn, und muß dem Gebot des Augenblicks gehorchen. Wie in der Luft der Sturmwind saust, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wo er herweht; wie ein Quell, der aus verborgnen Tiefen hervorbricht; so klingt auch der Gesang des Dichters aus dem Innern hervor, und erweckt mächtige Gefühle, die unbewußt und wunderbar im Herzen ruhen und schlafen."

So sprach der Kaiser; und der Sänger ergriff die Harfe, begann sie mit Macht zu schlagen, und zu dem Klang der Saiten hub er an zu singen, und erzählte in seinem Gesange folgende Geschichte: „Ein edler Held ritt einstens auf's Waidwerk hinaus, nach dem flüchtigen Gemsbock zu jagen. In seinem Gefolge befand sich Niemand, als sein

treuer Knappe, der ihm die Armbrust nachtrug und die Rüden am Stricke führte; und wie er nun so auf seinem stattlichen Rosse in eine Aue geritten kam, horch, da erklang plötzlich von ferne der helle Ton eines Glöckleins; und als der Graf und sein Diener nach der Richtung hinsahen und spähten, wo der Schall herkäme, da trat aus dem Gehölze ein Priester heraus, der das hochehrwürdigste Gut dahergetragen brachte, und dem der Sacristan voranschritt. Sogleich nahm der Graf ehrfurchtsvoll das Barett vom Kopfe, und warf sich fromm auf die Kniee nieder, um seinem Herrn und Erlöser mit gläubigem Christensinn seine Demuth und Verehrung zu erweisen. Doch der Priester und der Sacristan blieben jetzt stehen, und sahen einander fragend und rathlos an; — denn sie befanden sich gerade an einem reißenden Waldbach, den sie passiren mußten, und sahen mit Schrecken, daß das wilde Gewässer den kleinen Steg darüber hinweggerissen hatte, und daß es nun schwer war, hinüberzukommen; und schon hatte der fromme Priester das heilige Sacrament auf den Boden hingesetzt, und stand im Begriffe, sich die Schuhe von den Füßen herunterzuziehen und durch den Bach hindurch zu waten, als ihm der Graf, der ihm verwundert zugesehen, freundlich zurief: „Was macht Ihr denn da, heiliger Mann Gottes?" „Herr," versetzte ihm der Priester, „ich bin zu einem Sterbenden gerufen worden, um ihm vor seinem Hinscheiden noch die letzte heilige Oehlung zu spenden; und wie ich nun an den Bach herkomme, so seh' ich erst, daß ein Wolkenbruch die kleine hölzerne Brücke da hinweggerissen haben muß; und damit ich nun doch dem Lechzenden die Wegzehrung reichen kann, nach der

er verlangt, so will ich geschwind durch den Bach hinüberwaten."

Wie der Graf das vernahm, sprang er auf der Stelle von seinem Pferde herab, und bat den Priester, es statt seiner zu besteigen; er reichte ihm selbst die prächtigen Zäume und bat ihn nur, so schnell als möglich zu reiten, um seine heilige Pflicht nicht zu versäumen und den armen Kranken zu laben, der seiner begehrte. Er selber dagegen bestieg das Roß seines Knappen, und setzte fröhlichen Muthes die Jagd im Gebirge weiter fort. — Der Priester ritt dann zu dem Kranken hin, und des andern Morgens brachte er mit Dank im Blick und im Herzen dem Grafen sein Roß zurück und führte es bescheiden am Zügel seinem Herrn wieder zu. — Der Graf jedoch nahm es nicht mehr zurück. „Da sei Gott vor", sagte er demüthig, „daß ich das Pferd, welches meinen Herrn und Heiland zu tragen gewürdigt worden ist, noch einmal zum Streiten und Jagen gebrauchte! Ich will es Euch schenken, ehrwürdiger Vater; und steht es Euch nicht an, es für Euch selbst zu behalten, so möge es von nun an nur dem Dienst des Herrn geweiht und gewidmet bleiben: denn ich habe es ja nur Dem wieder zurückgegeben, von dem ich meine Ehre und jedes Gut dieser Welt zu Lehen trage, und von dem ich Leib und Blut, und Seele und Athem und Leben habe." Da rief der Priester freudig dankend aus: „Solche Demuth und solchen Sinn möge denn Gott der Herr, der allmächtig ist, und der das Flehen der Schwachen erhöret, auch Euch tausend und tausendmal lohnen; er möge auch Euch erhöhen, sowohl auf Erden, als droben im Himmel, zum Lohn dafür, daß Ihr

ihn jetzt so geehrt habt und ihn so im Herzen traget. Ich weiß jetzt, wer mich gestern gewürdigt hat, mit mir zu reden und mir sein eigenes Schlachtroß zu geben zum Preis und Ruhm des Herrn. Euer Name ist Rudolph Graf von Habsburg, und in der Schweiz stehen Eure Burgen, auf denen Ihr mächtig herrscht zum Glück und zur Wohlfahrt des ganzen Volkes. Ihr habt sechs blühende Töchter daheim; so nehmt denn meinen Segenswunsch hin, hoher Herr und Gebieter, der in Erfüllung gehen wird, wenn die Zeit da ist. Eure schönen sechs Töchter, das ist mein Wunsch, mögen von sechs Königen und Fürsten als Bräute heimgeführt werden, Euch sechs Kronen in's Haus bringen, und glänzen möge Euer Stamm bis hinab auf die spätesten Geschlechter!"

So sang der alte Sänger. Sinnend saß der Kaiser da, als dächte er längstvergangener Zeiten, und wie er nun plötzlich aufblickte und dem Sänger ins Auge sah, da verstand er den Sinn und die Bedeutung seiner Erzählung; — denn der Sänger war niemand Anderer, als jener Priester selbst, und Thränen tiefer Rührung traten dem Kaiser ins Auge, und erröthend verbarg er schnell sein Angesicht in seinem purpurnen Mantel. — Doch auch das Volk jubelte jetzt freudig dem Kaiser Glück und Segen zu, denn es war nun klar, daß er selbst jener Graf Rudolph von Habsburg war, und Jedermann pries und verehrte die wunderbaren Fügungen der göttlichen Vorsehung, in Folge deren der fromme Graf nun zum König von Deutschland und zum römischen Kaiser erhoben worden war.

[Schiller.]

Kaiser Max auf der Martinswand.

„Willkommen, ihr biedern Tyroler! Willkommen, ihr meine Alpen, ihr Säulen des Firmaments!“ rief eines Tages (wie die Sage erzählt, war es am Ostermontage des Jahres 1490) der deutsche Kaiser Max der Erste, der hohe Freund und Gönner von dem berühmten Maler Albrecht Dürer in Nürnberg, als er im fröhlichen Glück der Jagdlust, denn er war gar ein kühner, leidenschaftlicher Gemsenjäger, plötzlich aus dem Tann des Felsengebirges heraustrat, und die Herrlichkeit seines schönen Tyroler-Landes zu seinen Füßen unten liegen sah. „Willkommen!“ jauchzte er in die Welt hinein, „ihr duftigen Thäler und Wiesen da unten! Willkommen, ihr Wohnungen der Treue, willkommen, Freiheit und Bergesluft!“ — So schön war er, so stolz und kühn, der erlauchte Sprößling aus dem Haus Habsburg, wie er so dahinschritt, im grünen Jägergewande, mit dem Gemsbart auf dem Hut und mit der Armbrust in der Hand. — Die höchsten Firnen klomm er im Flug hinan; zum Schrecken seines ganzen Jagdgefolgs stieg er an Felswänden hinauf, wo sich kaum eine Gemse mehr hinwagte; er setzte über Klüfte und Steingeröll hinweg, wie der keckste Schütze es kaum that. Oft war der Weg so schlecht, daß er förmlich auf Händen und Füßen aufwärts kriechen mußte, und bald schritt er wieder so geschwind dahin, daß es schien, als flöge er nur so durch die Luft dahin; — bis er zuletzt auf einen Punkt hinkam, wo er plötzlich nicht mehr weiter, wo er

weder mehr vor- noch rückwärts zu gehen vermochte, da er ringsum von lauter tiefen Klüften und einer steilen, hoch emporragenden Felsenmauer umgeben war, an der kein weiterer Aufschwung mehr möglich schien. Er war auf der berühmten Martinswand angelangt, nahe bei der schönen Stadt Innspruck. Die ist so hoch, daß selbst der Adler, wenn er sich zur Sonne aufschwingen will, und die Kraft seiner Fittige schon erlahmt fühlt, daselbst seine erste Rast hält. Wenn Einer von hier aus eine Treppe bis in das Thal hinab zu bauen gedächte, ganz Tyrol und Steiermarck müßte die Steine dazu behauen.

Als Kaiser Max noch ein Knabe war, erzählte ihm seine Amme gar oft von dieser Martinswand, so daß es ihm schon bei dem bloßen Gedanken daran schwindelte; ob sie die Wahrheit gesprochen, davon konnte er sich nun mit eigenen Augen überzeugen! —

Da stand er nun, der mächtige deutsche Kaiser, unter einem Thronzelt von Felsgestein, und hielt sich schwindelnd an einem Scepter aus Moosgeflecht. Die Aussicht war jedoch so herrlich da droben, daß ihm im ersten Augenblick vor lauter Schauen die Sinne fast vergingen. Tief unter seinen Füßen lag, gleich einem herrlichen, grünen Teppiche, das schöne Innthal vor ihm da, und die Straßen und Ströme zogen sich vor seinen Blicken dahin, wie Fäden durch ein Gewebe. Riesenhafte Bergeshöhen lagen rings umher zu kleinen Hügeln eingeschrumpft und starrten wie Grabhügel zu Maxen empor. Nachdem er sich endlich satt gesehen, trat ihm erst die Gefahr, in der er da schwebte, in ihrer ganzen Größe vor die Augen, und nachdem er sich

lange vergebens nach einem Rettungsweg umgesehen, nach einem Pfade, auf dem er vielleicht wieder hinabgelangen möchte, stieß er mit Macht ins Horn hinein, wodurch er die Bewohner der umherliegenden Thäler um Hilfe anrief. Der Ruf erklang zwar in der Luft wie Donnergerolle, allein in dem Thal drunten vernahm man ihn nicht. Nachdem er eine Zeitlang still gehorcht, stieß er noch einmal, und zwar so gewaltig hinein, daß das Horn zu zerspringen drohte. Doch auch das hätt' ihm nichts geholfen, und er säße vielleicht am heutigen Tage noch auf der Martinswand, wenn sein Volk nicht so an ihm, dem geliebten Kaiser, gehangen wäre; denn was kein Ohr vernahm, das sahen die Augen seiner treuen Tyroler. Mit Schrecken und Angst sahen ihn die Seinigen in schwindelnder Höhe zwischen Himmel und Erde schweben; mit Sturmesschnelle verbreitete sich die Nachricht davon sogleich von Haus zu Haus, und von Thal zu Thal klangen die Glocken, und riefen die Bewohner auf, dem bedrohten Landesvater zu Hilfe zu eilen. Eine unzählige Volksmenge wälzte sich von Kirche zu Kirche, und flehte zu Gott um Hilfe für den geliebten Fürsten. Ja, sogar eine feierliche Prozession, mit dem Allerheiligsten, mit Kreuz und Fahne voran, zog zu dem Fuß des Berges hinaus, und der Geistliche hielt das heilige Sacrament hoch empor. Doch der Kaiser sah von all' dem bunten Treiben im Thale drunten Nichts; er sah nur die goldene Monstranze, die im Sonnenschein glänzte; und als nun eine Stunde nach der andern verstrich, ohne daß man ihm zu Hilfe kam, da sah er wohl ein, daß keine Rettung mehr für ihn möglich war, und daß er hier zu Grunde gehen

mußte. Mit tiefem Schmerz in der Brust rief er aus: „Fahr wohl, du schöne, herrliche Welt! Fahr hin, mein schönes junges Leben! Der Abschied von dir wird mir zwar recht schwer; doch du, mein Gott, nach deinem unerforschlichen Rathschlusse, rufst mich, und ich folge deinem Ruf. Vor wenig Stunden noch stand ich da als ein blühender Baum; nun hat mich der Blitz erschlagen, und doch hätt' ich so gerne erst noch Früchte getragen! Ich dünkte mich ein Bauherr an deinem Dom zu sein und hoffte, noch gar Manches zu deinem Lob und Preis beitragen zu können. Doch ich durfte es leider nicht vollenden, mein heiliges Liebesopfer, sondern ich stürze nun todt an den Stufen des Altares nieder, und doch hätt' ich so gerne erst noch deinen Segen auf mein geliebtes Volk herabgerufen. So brich denn, Herz," fügte er ruhiger hinzu, „wenn es durchaus sein muß; so modere, du Busen, in dem noch so manche kühne That schläft; schrumpfe denn ein, du meine Rechte, denn deine Mühe krönt von nun an kein Gedeihen mehr. Ich seh' es ja klar, daß mich aus dieser Gefahr nur ein Engel Gottes selbst erlösen kann." — So sprach er und hob den thränenumschleierten Blick und seine Arme gen Himmel empor. Hierauf warf er sich auf die Kniee nieder, und sandte ein heißes Gebet zu Gott dem Herrn empor. — Da klopfte ihm plötzlich Jemand auf die Schulter, so daß er ganz erschrocken aufsprang, und eine Stimme flüsterte ihm die frohen Worte ins Ohr: „Komm' heim, ich bringe dich wieder hinunter." — Und als sich der Kaiser nach dem Sprecher umwandte, sah er einen Bergmann heiter lächelnd vor sich stehen. Dieser nahm ihn fest beim Arme, und

bat ihn, nur muthig vorwärts zu gehen. Da sah er denn, wie ihm seine guten Tyroler schnell einen Weg mit Leitern und Stricken ins Thal hinab gemacht hatten; an der Hand des guten Bergmanns trat er den Rückweg an, und wo er in Gefahr war zu stürzen, da nahm ihn jener auf seine Achseln und trug ihn über Klüfte und Abgründe hinüber; und da zeigte es sich denn wieder recht, daß der schönste Thron eines Fürsten doch stets die Schultern der Treue sind. So kamen die Beiden endlich glücklich ins Thal hinab, und wurden von dem Volk mit ungeheuerem Jubel begrüßt.

Die Sage erzählt, ein wirklicher Engel habe ihn aus dieser Noth erlöst; und wenn man's recht nimmt, so ist die Sage auch ganz wahr, denn es war ja wirklich ein starker und kühner Schutzgeist, der ihm von dem Felsen herabgeholfen hat, nämlich die Liebe seines treuen Volkes. — Und noch heutigen Tags sieht man von dem hohen Felsen ein Kreuz herniederblinken, das zum ewigen Gedächtniß an jenen Schreckenstag des Kaisers Max dorten errichtet worden ist.

[Anastasius Grün.]

Der Alpenjäger.

Gewiß habt ihr schon mehr als eine schöne Geschichte von der Jagd und dem schönen, stolzen und freudigen Jägerleben erzählen hören, nicht wahr? — Das ist eine fröhliche, eine heitere Welt, die prächtigen Alpenfirnen, mit

den glänzenden Schneegipfeln, und den grünen, duftigen Fichtenwäldern darunter! Und darinnen das prächtige Wild, die Gemsen und der Steinbock, und hinterher der kühne Jäger mit dem Mordgeschoß, der es sich Tage und Nächte, ja, oft Wochen hindurch nicht verdrießen läßt, auf schwindelnden Stegen, unter denen oft der sichere Tod heraufgähnt, und unter denen oft kaum mehr hörbar der schäumende Waldbach braust, an jähen Felsen, wo er sich anklebt mit dem eigenen Blut, der Spur seines edlen Wildes zu folgen! Eine stolze, männliche Lust ist die Jägerlust; der Muth erprobt sich da, die Schlauheit und höhere geistige Kraft des Menschen in unzähligen Gefahren! Jedoch zur rohen Mordlust soll sie nicht werden; der Mensch ist zwar der Herr der Schöpfung, doch nicht ihr Würger, und hat deßhalb auch kein Recht, nur aus bloßer Mordlust die wehrlosen Thiere des Waldes zu tödten, die Gott, gerade so wie ihn, darum erschaffen hat, daß sie sich des Lebens freuen, und ihn loben. Eine schöne Sage ist daher die folgende, die man sich in den Bergen der Schweiz erzählt, und die sich als eine sehr sinnige Warnung vor dieser rohen Jagdlust, diesem blinden Zerstörungseifer des Menschen gegen die wehrlose Thierwelt betrachten läßt.

In der Schweiz lebte einmal eine arme Frau; ihr einziger Sohn war ihr Trost, ihre Freude und ihre einzige Stütze im Alter; als dieser nun zuweilen mit mehreren Jägern im Wirthshaus eines nahen Dorfes zusammen kam, und sie so oft mit Feuer und froher Begeist'rung von dem schönen Waidwerk und seinen Freuden erzählen hörte, überkam endlich auch ihn eine mächtige Begierde, Jäger zu wer=

den und mit Pfeil und Bogen durch die Berge und Wälder zu schweifen. Ihn, der bis dahin nichts kannte, als sein stilles Heimaththal, den kleinen Garten, den er selbst bepflanzte, und die wenigen Kühe und Schafe, die er auf die Alp führte, verzehrte jetzt ein heimlicher Gram, und die Sehnsucht, auch Jäger zu werden, nagte an seinem jungen Leben, und es hielt ihn nicht mehr länger daheim. „Ach, was soll dann aus mir werden, wenn du mich nicht pflegst?" fragte ihn seine gute Mutter eines Tags unter Thränen; — „willst du denn nicht lieber Schäfer bleiben und die Schafe hüten? Schau, die Lämmer und die Ziegen sind ja so fromm und sanft; ruhig an dem Rand des Baches suchen sie des Grases Blüthen." — Doch finster blickte der Sohn die Mutter an und sagte: „Mutter, Mutter, willst du mich am Leben erhalten? Dann laß mich gehen und auf hohen Bergen und in tiefen Wäldern nach dem Steinbock jagen!" — Doch wieder sprach die Mutter: „Willst du denn nicht lieber die Heerden locken mit dem muntern Klang des Hornes? so lieblich tönt der Schall der Glocken im Lustgesang des Waldes; und weißt du denn nicht, daß deine Mutter ohne dich nicht leben kann?" Ach, Mutter, Mutter," sagte abermals der Sohn, „laß mich gehen und auf den wilden Höhen schweifen." Noch einmal versuchte es die Mutter und sprach: „Willst du denn nicht lieber die Blumen pflegen, die so freundlich in dem Beet stehen? Draußen blüht dir ja kein Garten, denn wild ist es auf den wilden Höhen." Doch des Sohnes Herz blieb ungerührt; seine Augen sprühten Feuer und finster rief er noch einmal: „Ach, Mutter, laß die Blumen blühen, aber laß mich, laß

mich durchs Gebirge streifen." — Und schon nach wenigen Tagen zog der Sohn, den Köcher an der Hüfte und den Bogen auf der Schulter, ins Gebirge hinauf. Weinend und jammernd sah ihm die alte Mutter nach, und sandte im Stillen Tag und Nacht ihre Gebete zum Himmel, damit Gott seinen starren Sinn ändern und ihn unversehrt in ihre Arme zurückführen möchte. Auch fanden gar bald ihre Gebete auf eine wahrhaft wunderbare Weise Erhörung. Mit Windesschnelle zog indessen ihr Sohn den wilden Bergen zu und gönnte sich nicht Ruhe noch Rast, bis er die steilsten Bergesspitzen erklommen hatte; da trieb und riß es ihn denn rastlos fort mit blindem Wagen durch die Wildniß des Gebirges, und mit großer Eile floh vor ihm die scheue Gazelle, mit leichtem Schwung erklomm sie die nackten Rippen der Felsen, übers schwarze Geklüfte hin trug sie der gewagte Sprung; allein verwegen folgte ihr dennoch der Jüngling, mit dem Todesbogen in der Hand. Schon hing sie an dem höchsten Grath der schroffen Zinken, wo die jähen Felsen herunterhingen und wo kein Pfad mehr war; unter ihr war die schwindelnde Höhe, und hinter ihr der nahe Feind. Mit dem stummen Blick des Jammers flehte sie zu dem harten Jüngling, doch umsonst war ihr Flehen, denn schon legte er den Bogen an, um auf sie loszudrücken. — Da trat urplötzlich aus der Felsenspalte, mit weißem Bart und Silberlocken, drohend der alte Berggeist heraus, und schützte das arme Thier mit seinen Götterhänden. „Was bringst du Tod und Schmerzen bis herauf zu mir?" sprach er mit Ernst; „hat nicht die Erde Raum für jedes Wesen? warum verfolgst du denn die armen Thiere, die unter

meinem Schutze stehen?" Sprach's, und verschwand mit der Gazelle hinter einer Wolke. — Wunderbar wirkte die Erscheinung auf des Jünglings Herz; voll Ehrfurcht fiel er auf die Kniee vor ihr, und die Lust zum Jagen war mit einem Mal bei ihm verschwunden. Nachdem er sich von seinem Staunen endlich erholt, stand er auf, warf Pfeil und Bogen von sich und wandte sich seinem stillen Heimaththal wieder zu, wo ihn seine Mutter mit Freuden in ihre Arme schloß, und wo er in Glück und Ruhe noch ein langes, stillzufriedenes Hirtenleben führte.

[Schiller.]

Der Reiter und der Bodensee.

Es war an einem heitern Wintertag, als ein Reiter im Galopp durch ein waldiges Thal hinsprengte, und obschon der Boden weit und breit mit Schnee bedeckt war, den die Sonne nur kalt beschien, stand ihm doch der Schweiß auf der Stirne; ein Zeichen, wie schnell er geritten sein mußte. Es lag ihm daran, den Bodensee so schnell als möglich zu erreichen, um vor dem gänzlichen Einbruch der Nacht sammt seinem Pferde noch übers Wasser gesetzt zu werden. Der Weg war sehr uneben, doch darauf achtete er nicht; sausend setzte er mit seinem rüstigen Pferd über Felder und Wiesen, Stock und Stein, Hügel und Gebirge. Doch als er endlich wieder aus letzterem herauskam, sah er auf einmal den Schnee sich dehnen, wie den Sand auf einer ungeheueren Fläche,

und bald lagen Städte und Dörfer weit hinter ihm. Der Weg ward indessen immer ebener, und zugleich auch glätter, und bald war weit und breit kein Haus, kein Baum, kein Hügel mehr zu sehen: — Nichts als eine weite, unabsehbare, schneebedeckte Ebene, durch die er wohl ein paar Stunden lang hinjagte, ohne auch nur einem Menschen zu begegnen, der ihm den rechten Weg gezeigt hätte. Nichts vernahm er, als das Geschrei der Wildgänse, die über ihm hinflogen, und das Aufflattern der Wasserhühner, die durch den Hufschlag seines Rosses aufgescheucht wurden. So trabte er einsam auf dem weichen Schnee dahin, gerade als ob es auf Sammet ginge und hoffte jede Minute, den See endlich glänzen zu sehen und seine Wogen rauschen zu hören. So brach nun dennoch der Abend herein, ehe er sein Ziel erreicht hatte; da sah er plötzlich in weiter, weiter Ferne das Schimmern von Lichtern, sah Bäume und Büsche sich aus dem Nebel erheben, und die ungeheuere Ebene erreichte zuletzt ihr Ende an einer Kette von Hügeln und Bergen. Der Weg verlor seine Glätte und ward wieder steinig und holperig. Nun gab er seinem Pferd die Sporen, und bald sprangen bellende Hunde an ihm empor; er hatte ein Dorf erreicht, wo ihm der warme Feuerschein des Ofens gar einladend winkte; doch er sehnte sich nicht darnach. An einem Fenster erblickte er ein Mädchen, das er mit den Worten anrief: „Willkommen, liebes Mädchen! An den See, an den See möcht' ich gerne; sag', wie weit ist es denn noch bis an den See?“ Aber das Mädchen antwortete nicht sogleich, sondern blickte ihn erst eine Weile staunend und mit weitaufgerissenen Augen an; dann sagte sie ganz ver-

wundert: „Der See, sowie der Kahn liegen hinter dir, und wär' er nicht fest eingefroren, so würde ich sagen, du wärest gerade erst aus ihm herausgestiegen." Bei diesen Worten überlief es den Fremden, eisig kalt: er schauderte und schwer athmend sagte er: „Die Ebene dort hinten, die bin ich ja hergeritten!" — Da streckte das Mädchen die Hände aus und rief: „Herr Gott! so bist du über den See geritten! — Die Hufe deines Pferdes haben an den Schlund der bodenlosen Tiefen geklopft. Und die Wasser zürnten nicht unter dir, die Eisrinde brach nicht entzwei und zog dich zu den hungrigen Hechten hinab in die Fluth?" — Sie rief das ganze Dorf zusammen, und erzählte den Leuten die wunderbare Geschichte, und Knaben und Greise riefen ihm zu: „Ja, glückseliger Mann! Du darfst dich segnen! Komm herein ins warme Zimmer zu unsern dampfenden Schüsseln! Brich mit uns das Brod und labe dich an Wein und Fisch!" erscholl es fast aus eines Jeden Mund. Doch der Reiter blieb auf all' die freundlichen Einladungen stumm und regungslos auf seinem Pferd sitzen. Er hatte nur das erste Wort noch gehört; das Herz war ihm still gestanden vor Schrecken. Er sah und hörte nichts mehr als die gräßliche Gefahr hinter sich. Er glaubte beständig noch das Krachen des Eises zu vernehmen, und sein Auge war starr auf den gähnenden Abgrund gerichtet. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne. Er seufzte noch einmal, und sank dann todt vom Pferde herab. Und so fand er dennoch hier sein Grab, wenn auch ein trockenes. —

[Gustav Schwab.]

Graf Eberhard der Rauschebart.

Erstes Kapitel.

Der Ueberfall im Wildbad.

Es war an einem schönen, heitern Julitag, Wald und Flur standen im üppigsten Grün, als zu einem der Thore Stuttgarts ein gar edler Held ernst und stolz hinausritt. Es war Graf Eberhard der Würtemberger, der Ahnherr des jetztregierenden Königs von Würtemberg (den das Volk auch Eberhard den Greiner und Eberhard den Rauschebart zu nennen pflegte). — Das Gefolge, das ihn begleitete, bestand nur aus ein paar Knappen, und seine Kleidung zeigte, da er weder Helm noch Panzer trug, daß er dieses Mal nicht in die Schlacht ritt. Nein, ins schöne Wildbad begab er sich jetzt, zu jener berühmten warmen Quelle, von der ihr, meine jungen Leser, gewiß schon gehört habt; denn es ist ein Bad, welches die Kranken wieder heilt und kräftigt, und selbst Greisen die vorige Kraft wieder gibt. Im Kloster Hirschau kehrte der Graf ein, und labte sich beim Klang der Orgel mit einer Flasche kühlen Klosterweins. Doch hielt er nicht lange Rast daselbst. Bald sah man ihn im sausenden Galopp wieder durch die grünen Tannenwaldungen der schwäbischen Alp jagen, bis er in ein reizendes Thal kam, wo sich die Enz durch hohe Felsen schäumend ihre Bahn bricht.

Im Wildbad auf dem Markte, da stand schon damals ein gar stattliches Haus, vor dem als Sinnbild ein blanker

Spieß angebracht war. An diesem Haus hielt der Graf endlich, stieg vom Roß herab, das er seinen Dienern übergab und stieg die steinerne Wendeltreppe hinauf. In dieser Herberge pflegte der Graf gewöhnlich von den Strapazen des Krieges auszuruhen, wobei er jedoch keinen Tag unterließ, den wohlthätigen Gesundbrunnen zu gebrauchen; und ein so frommer und gottesfürchtiger Herr war er, daß er nie ins Bad hineinstieg, ohne vorher ein kurzes Gebet zu sprechen. Einer Sage nach soll jene wunderthätige Quelle von einem Jäger, und zwar durch ein angeschossenes Wildschwein, entdeckt worden sein. Das Thier verschwand nämlich plötzlich aus seinen Augen, und als er es suchte, fand er es endlich an dieser Quelle, die aus einer verborgenen Kluft hervorsprudelte, und die dicht mit Hecken und Gesträuchen umwachsen war, wie es im Wasser lag und sich seine Wunden auswusch. Und seit dieser Zeit gereichte es nun dem greisen Helden zum angenehmen Zeitvertreib, die narbigen Glieder an diesem Wunderquell zu waschen und zu strecken.

Eines Tages, als Graf Eberhard gerade wieder so gemüthlich im Bade saß, kam auf einmal sein jüngster Knappe athemlos daher gelaufen, und rief: „Herr Graf! Es zieht ein mächtiger Haufen Kriegsvolk das obere Thal herab. Sie sind mit schweren Kolben bewaffnet und der Hauptmann führt das Bild eines Ebers und eine Rose von rothem Gold in seinem Schild.“ Darauf antwortete der Graf ruhig und ohne die geringste Furcht: „Mein Sohn, das sind die Schlegler, die schlagen gar kräftig drein. — Gib mir schnell meinen Leibrock her, Bube; das ist der Eberstein. Den

kenn' ich recht gut; der ist in seinem Zorn gar ungefüg. Auch die rothe Rose mit ihrem scharfen Dorn kenn' ich wohl." — Doch während der unerschrockene Graf noch sprach, kam auch ein armer Hirt athemlos gelaufen, und schrie schon von Weitem: „Herr Graf! Es zieht ein Fähnlein das untere Thal herauf. Der Hauptmann führt drei Beile in seinem Schild, und seine Rüstung glänzt so hell im Sonnenschein, daß mir jetzt noch die Augen davon wehe thun." Da sprach Graf Eberhard: „Das ist der Wunnensteiner, den man auch den gleißenden Wolf heißt. — Gib mir meinen Mantel, Knabe! — Der Glanz verspricht mir wenig Gutes, und die Beile hauen tüchtig drein. — So, jetzt gürte mir geschwind mein Schwert um, denn der Wolf, der lechzt nach Blut. Wenn man ein junges Mägdlein, das vergnügt im Bade plätschert, schreckt, dann hat's nichts zu sagen; denn das ist ein Spaß, der Niemandem Schaden bringt; wenn dagegen ein reisiger Kriegsheld, wie ich, von Gewappneten überfallen wird, dann gilt es, wenn auch gerade nicht sein Leben, doch sicher schweres Lösegeld." — Als das der arme Hirt vernahm, sprach er zu dem Grafen: „Ich wüßte schon noch einen Rath, diesem Eberstein und diesem Wolf ein Schnippchen zu schlagen. Denn ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch außer mir betreten hat. Sie sind so schroff und unzugänglich, daß kein Roß darauf gehen kann; nur Ziegen und Geisen vermögen sie zu erklimmen. Wenn Ihr, gestrenger Herr Graf, mir sogleich folgen wollt, so bring' ich Euch sicher von hier fort."

Der Graf folgte natürlich ohne Bedenken dem guten Hirten; und so flohen sie denn durch das Dickicht, und

stiegen einen steilen, steilen Berg hinauf. Der Weg war an manchen Stellen so verwachsen, daß sich der Graf oft erst mit seinem guten Schwert Bahn hauen mußte. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er das bittere Gefühl empfand, fliehen zu müssen. Viel lieber hätt' er in der Schlacht gefochten, denn das Bad hatt' ihn gestärkt, als daß er so zur heißesten Mittagszeit, bald bergauf und bald bergab, gestiegen wäre. Der ungewohnte Weg ermüdete ihn bald dermaßen, daß er oft stehen bleiben und sich auf den Griff seines Schwertes stützen mußte. Als das der arme Hirt bemerkte, empfand er ein inniges Mitleid mit dem hohen alten Herrn; er nahm ihn auf seinen Rücken und trug ihn so rüstig weiter; und das that er von ganzem Herzen gern, denn der Graf war gar beliebt bei seinem Volk. Er selber dachte still für sich: Wie wohl thut es doch, wenn man von einem treuen Blut so sanft und gut getragen wird! Ja, in Noth und Gefahr zeigt sich die Treue des Volkes erst recht. Drum soll man auch sein gutes Recht niemals mit Füßen treten.

Der Hirt brachte den Grafen in der That glücklich nach Stuttgart; und als dieser nun wieder ruhig daheim in seinem Palaste saß, ließ er auf diesen feindlichen Ueberfall im Bade eine eigene Gedächtnißmünze prägen. Der treue Hirt erhielt gar manches blanke Stück davon, und auch mehreren Herren vom Schlegel verehrte er eins zum Spott. Auch schickte er bald nach dieser Zeit tüchtige Maurer ins Wildbad, und die mußten feste Mauern rings um den Ort herum bauen, damit sich späterhin jeder greise Mann sicher vor seinen Feinden daselbst baden könnte.



„Uhland's Rauschebartslieder".
(Der Hirte trägt Eberhard über das Gebirge.)

Zweites Kapitel.

Die drei Könige zu Heimsen.

Die drei Könige, welche mit vielen Kriegern, Reisigen und Rossen in Pracht und Herrlichkeit zu Heimsen Hof hielten, waren die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft. Sie nannten sich Könige, um sich durch einen solchen Titel mehr Ansehen vor den Leuten zu geben. Da thronten sie nun beisammen, und beriethen sich gar eifrig mit einander über den Plan einer zu liefernden Schlacht, und wie man den stolzen Greiner wohl am besten mit Reisigen überfallen und ihm, besser als im Bade, jeden Schlich verstellen könnte. Sobald sie ihn hätten, so verabredeten sie sich mit einander, wollten sie ihn gut verwahren, seine Burgen niederreißen, und ihm die Freiheit nur dann wieder schenken, wenn er die Adeligen von jedem Zwang freispräche. Dann, sprachen sie stolz, soll der Landfrieden ein Ende haben, und wir sagen dem Lehndienst gute Nacht; denn dann sind wir's, die freien adeligen Herren, die der ganzen Welt lachen. —

Es war in der Nacht nach dieser Berathung. Die drei Könige lagen in tiefem Schlafe, der Hahn krähte schon dem frühen Morgen zu, als mit einemmal der Thurmwächter mächtig in's Horn stieß und rief: „Steht auf! steht auf, ihr trägen Schläfer! Das Horn ruft zum Sturme!" Und wirklich sah man es vor dem Schlosse in Nacht und Nebel in buntem Gewoge daherziehen. Man vernahm das Geflüster unzähliger Männerstimmen, buntes Durcheinandergehen und Drängen, die Hufschläge und das Schnauben von Pferden, sowie dumpfes Waffengetöse, welches von allen Seiten her näher und näher gegen das Städtlein herankam. Als der

Morgen anbrach und der Nebel zerrann, sah man zahllose Lanzen blinken, die Bauern des ganzen Gaues umstanden den Ort, und mitten unter ihnen saß hoch zu Roß der alte Rauschebart. Die Schlegler, die sich unterdeß auch gewappnet hatten, versuchten das Schloß und die Stadt zu vertheidigen. Zu diesem Zweck warfen sie mit Steinen und schossen von den Thürmen auf die Bauern und Reisigen des Grafen herab. Als Letzterer das bemerkte, rief er zu den Stadtmauern hinauf: „Nur sachte da droben! Das Bad soll euch schon geheizt werden! Dampfen und qualmen soll's, daß es euch die Augen beizen wird!" — Im Dunkel der Nacht war nämlich eine ungeheuere Last trockenen Holzes und Strohes rings um die Mauern der Stadt gehäuft und mit Theer beträuft worden; da hinein ward nun mit glühenden Pfeilen geschossen, und das gab denn ein Geraschel und Geprassel in dem Holz und Stroh, daß es eine wahre Freude war. Auch feurige Pechkränze wurden hineingeworfen, daß bald die helle Lohe ringsum emporschlug. Von allen Seiten kam neuer Vorrath herbei, und die Bauern schürten so fleißig nach, daß die Flamme immer höher und höher stieg, bis sie endlich mit lustigem Geprassel in Dächer und Thürme hineinfuhr. Plötzlich vernahm man, wie an einem der Stadtthore, welches auf Graf Eberhards Befehl frei geblieben war, die Riegel zurückgeschoben wurden. Aller Augen richteten sich mit Spannung auf das Thor, und während Jedermann im Geiste schon die Schlegler zum letzten Kampf der Verzweiflung herausstürzen sah, kamen diese still und friedlich, gerade als gings zum Sonntagsgottesdienste, aus der Stadt herausgezogen. Die drei Schlegelkönige

führten gar demüthig, zu Fuß und mit entblößten Häuptern und niedergeschlagenen Augen, den Zug an. Ihnen folgte in langsamem Schritt eine Unzahl Herren und Knechte, die Mann für Mann hintereinander dahergingen, so daß man sie bequem zählen und betrachten konnte. Als Graf Eberhard die Schlegler erblickte, lachte er und rief: „Aha, seid mir willkommen, willkommen als meine Gefangenen! Wie es scheint, habe ich ja die geehrte Brüderschaft gerade beisammen getroffen! So konnt' ich Euch, meine Herren, doch wieder dienen für den Besuch, den ihr mir neulich im Bad gemacht habt; nur noch Einen, den Herrn von Wunnenstein, vermisse ich noch; das ist doch wirklich recht schade."

Ein pfiffiges Bäuerlein, welches beim Anzünden des Feuers gar emsig mit Hand angelegt und angefacht, lehnte in einer Ecke auf seinem Spieß und sah sich den ganzen Zug ruhig mit an; und als er nun die drei Könige als Rauschebarts Gefangene sah, murmelte er still vor sich hin: „Hm, drei Könige auf einmal gefangen, das ist nicht schlecht! — Wenn man jetzt den Vierten noch dazu erwischt, dann gibt's gerade ein Kartenspiel."

Drittes Kapitel.

Die Schlacht bei Reutlingen.

Auf dem Felsen zu Achalm, wo damals gar mancher kühne Kriegsheld gleich einem Adler des Gebirges saß, wohnte Graf Ulrich, der Sohn des Greiners, mit seinen Reisigen und Knappen in seiner stattlichen Veste. Auch glichen sie in der That den Adlern, und mächtig rauschten ihre Flügel um die Stadt Reutlingen, die, der langen Bedrängniß müde,

den Feinden bereits erliegen zu wollen schien. Eines Nachts jedoch erhoben sich plötzlich die Städter und zogen mit einer starken Macht ins Urachthal hinüber, wo man bald von Dörfern und Mühlen die Flamme blutigroth zum Himmel emporsteigen sah. Dabei tödteten sie die Hirten und trieben die Heerden fort. Als Herr Ulrich von diesen Gräuelthaten erfuhr, gerieth er in grimmigen Zorn und rief aus: „Nicht ein Stück all' dieses Hornviehes soll mir in eure Stadt kommen, das schwör' ich!" Seine Reisigen und Kriegsknechte mußten sich auf der Stelle wappnen, ihre Rosse besteigen und mit ihm ins Thal hinunterreiten, zu einer kleinen dem heiligen Leonhard geweihten Kapelle hin, neben der sich ein weiter, zum Kampf gar wohl geeigneter Rasenplatz hinzog. Da sprang er mit seinen Mannen von den Pferden, und nun stellten sie sich in stolzen Reihen zur Schlacht auf. Ihre Spieße blitzten und blinkten, und voll Uebermuth riefen sie, weithin durch das Thal vernehmbar: „Wohlan, wer wagt es, mit uns zu streiten?"

Die Antwort auf ihre stolzen Herausforderungen blieb nicht lange aus. Schon sah man die Städter vom Urachthal heranziehen, man vernahm das Jauchzen der Männer und das wilde Geschrei der Heerden. Es war ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer, das da im Sturme vorwärts schritt; stolz flatterten die Banner und hell leuchteten die Schwerter und die Lanzen. Herr Ulrich und die Seinigen, die sich einer solchen Gefahr nicht versehen hatten, schlossen sich nun um so fester zusammen, und als der übermüthige Haufen heranstürzte, standen sie wie ein fester Mauerwall da, und starrten wie die Felsen.

Am Zwinger zu Reutlingen war ein uraltes Thor, das dicht mit Immergrün überwachsen war; es war fast in Vergessenheit gerathen, doch jetzt krachte es plötzlich auf, und ein dicht gedrängter Bürgerhaufen stürzte aus dem Zwinger heraus, und fiel von rückwärts über die tapfere Schaar her, und bald entwickelte sich ein so furchtbarer Kampf, daß es gerade schien, als wollten sich die Bürger an diesem Tage einmal so recht nach Herzenslust im Blut des Adels baden.

„Wie haben da die Gerber,“
(sagt der Dichter),
„So meisterlich gegerbt,
Wie haben da die Färber
So blutigroth gefärbt!“

An diesem Tage wurden keine Gefangenen gemacht, sondern ohne Unterschied wurden Herrn und Knechte, die den Reutlingern in die Hände fielen, mitleidslos niedergemetzelt. Das Blut spritzte wie Regen umher, und färbte den grünen Rasen roth; die wenigen Tapfern, die noch Stand hielten, wurden jeden Augenblick mehr und mehr von den wüthenden Bürgern bedrängt und bestürmt, und erblickten zuletzt fast nichts mehr als Leichen um sich her. Ihre Fahne war bereits verloren, auch Herr Ulrich war schwer verwundet. Todmüde warfen sich endlich die letzten am Leben gebliebenen Helden auf die nächsten besten Pferde und suchten, da sich ihnen kein anderer Ausweg mehr darbot, indem sie sich mit den Schwertern Bahn brachen, durch die feindlichen Reihen hindurch nach der Veste Achalm durchzuhauen.

An diesen Namen „Achalm“ knüpft sich eine eigenthüm-

liche Sage. Als nämlich der Herr jenes Schlosses einmal von mörderischer Hand den Todesstoß erhielt, soll er im Verscheiden noch gerufen haben: „Ach Allm“ —; man glaubte damals, der Sterbende habe: Ach, Allmächtiger! rufen wollen, und gab davon dem Schloß seinen Namen Achalm. Und hätt' es nicht schon früher so geheißen, man hätt' ihm gewiß jetzt den Namen gegeben, als der arme Graf Ulrich an ihren Thoren halbtodt vom Pferde sank.

Am Morgen nach der grausigen Schlacht kam gar mancher treue Knappe traurig zum Reutlinger Thor herein und suchte unter den vielen Todten seinen Herrn. Die Leichen der in der Schlacht Gefallnen waren nämlich in den Saal des Rathhauses gebracht worden, und die Knechte wurden mit sicherem Geleite dahin geführt. Mehr als sechzig edle Todte lagen dort, die so blaß und so blutig waren, daß die treuen Diener sie oft fast nicht mehr wiedererkannten.

Die Leichname wurden nun gewaschen und mit den weißen Grabesgewändern angethan. Dann wurden sie auf Bahren und Wagen gelegt, die mit Eichenlaub geschmückt waren, wie sich's für Helden gebührt; so wurden sie durch die Stadt hindurch bis zum Friedhof theils getragen, und theils gefahren, und während sich der fast endlose Zug langsam durch die Straßen bewegte, tönten dumpf von den Kirchthürmen herab die Glocken.

Den Zug eröffnete Götz von Weissenheim; der trug das Banner des Grafen und ließ es nicht aus der Hand, bis er erschlagen worden war, und so mochte er denn wohl auch im Tode noch mit Fug und Recht die todte Schaar anführen. Ihm folgten drei edle Grafen, die einst Löwen

der Schlacht waren. Der eine war der Graf von Tübingen, der andere der Graf von Schwarzenberg, und der dritte war der Graf von Zollern, aus einem gar erlauchten Geschlechte (denn die Nachkommen dieses Grafen von Zollern sind später Könige von Preußen geworden). Dann kamen zwei Herren von Sachsenheim, Vater und Sohn; sie lagen still beisammen und waren mit Lilien und Mohn bekränzt. Auch einen Herrn von Lustnau brachte man dahergetragen. Ein Ahnherr seines Geschlechts war einmal noch zur rechten Zeit wieder vom Scheintod erwacht und kehrte in seinem Leichentuch des Nachts wieder in seine Stammburg zurück, deren Bewohner er dadurch nicht wenig erschreckte; und seit jener Zeit gab man seinem Geschlechte zum Scherze allgemein den Beinamen der „Todten." Das war nun Einer davon, und der trug jetzt seinen Namen mit Recht. Doch will ich von all' diesem Jammer nichts weiter erzählen. Möchte Einer von meinen Lesern noch Näheres davon erfahren, so braucht er nur nach Reutlingen auf's Rathhaus zu gehen, an dessen Fenstern man ihm noch jetzt den Namen und das Wappenschild eines jeden von den edlen Herrn und Grafen, die dazumal in der Schlacht gefallen sind, in bunten Farben schön und hell gemalt zeigen kann.

Einige Zeit nach diesem Ereigniß, als Graf Ulrich wieder von seinen Wunden genesen war, begab er sich nach Stuttgart, um seinen Vater zu besuchen. Er eilte nicht gerade sehr, denn er mochte wohl ahnen, daß ihm kein gar freudiger Empfang zu Theil werden dürfte. Sein Vater glaubte nämlich, er habe sich bei der Reutlinger Schlacht nicht tapfer genug gehalten. Als er in Stuttgart ankam,

traf er den greisen Helden gerade beim Mittagsmahl. Er erhob sich nicht und hieß seinen Sohn mit stummer, frostiger Geberde willkommen. Keiner von Beiden sprach ein Wort. Graf Ulrich setzte sich zu ihm an den Tisch, und schlug traurig die Augen nieder. Als man nun Wein und Fisch auftrug, rührte der Greis nicht das Geringste an, sondern er ergriff, ohne ein Wort zu reden, ein scharfes Tischmesser und schnitt das Tafeltuch zwischen sich und seinem Sohn entzwei. Er selbst war ein löwenmuthiger Held und tapferer Haudegen, der selten eine Schlacht verlor; weshalb er es denn auch seinem Sohne durchaus nicht verzeihen konnte, daß er aus dieser letzten Schlacht nicht als Sieger hervorgegangen war. Durch das Zerschneiden des Tischtuches gab ihm der Greis jetzt zu verstehen, daß er von jetzt an nicht einmal mehr würdig sei, an einem und demselben Tisch mit ihm zu speisen.

Viertes Kapitel.

Die Döffinger Schlacht.

Von dem Döffinger Friedhof war die an solchen Orten gewohnte Ruhe gewichen. Mächtig hallte er von wildem Kampfgeschrei und Waffengetöse wider. Auch hier waren es die Städter wieder, die diesen Ort der Ruhe in seinem tiefen Frieden störten, denn sie waren abermals gekommen, um die Bauern zu plündern; doch die letzteren bekamen noch zeitig genug Wind von der ihnen drohenden Gefahr, brachten ihr Hab' und Gut in sichern Gewahrsam, und wehrten mit Spießen, Hacken und Sensen den neuen An-

griff ab. Wer da todt zu Boden stürzte, den brauchte man nicht erst weit zu tragen, um ihn zu begraben.

Als Graf Eberhard von der Noth, in der sich seine treuen Bauern schon wiederum befanden, vernahm, eilte er ihnen mit einer starken Macht zu Hilfe. Die besten Kriegshelden waren zu seiner Fahne gestoßen, und auch die Herren und Grafen des Löwenbundes begleiteten ihn. Ja, sogar der Wolf von Wunnenstein schickte einen reisigen Boten an ihn ab und ließ ihm seine Dienste anbieten. Doch der Graf antwortete ihm stolz: „Ich habe nicht nach deinem Herrn verlangt, und den Gedächtnißthaler, den ich ihm einmal verehrt habe, den soll er nur umsonst behalten.“ Auch Graf Ulrich befand sich mit unter den Neuangekommenen. Als dieser wahrnahm, wie die Städter von allen Seiten, nämlich von Reutlingen, von Ulm und von Augsburg, und eine jede Stadt mit ihrem eigenen Fähnlein, dahergezogen kamen, da brannten ihn seine Narben von der letzten Schlacht her, und der Groll, den er noch gegen die Reutlinger nährte, erwachte von Neuem in seinem Herzen, und voll Zorn rief er aus: „O ich weiß recht gut, ihr übermüthigen Städter, warum ihr den Kamm so hoch tragt!“ Hierauf sprengte er zu seinem Vater hin und sprach zu ihm: „An diesem heutigen Tage gedenke ich dir meine Ehrenschuld zu bezahlen, und wenn's Gott will, so hoff' ich, mir jetzt deine väterliche Zuneigung wieder zu gewinnen. Darf ich auch nicht mit dir, o Held, auf einem Tuch speisen, so will ich doch auf einem und demselben blutigen Schlachtfeld neben dir stehen und kämpfen.“

Die Herren vom Löwenbund stiegen, sobald sich die Städter näherten, von den Pferden herab und stürzten sich

wie grimmige Löwen auf sie. Fürchterlich tobte und wüthete der Löwe Ulrich unter den Feinden. Hatt' er ja doch seinem Vater das Wort darauf gegeben, ihm eine heilige Schuld zu bezahlen! Doch plötzlich brachte man auf einem Eichenstumpf einen Schwerverwundeten vom Wahlplatz dahergetragen. „Gott sei mir armem Sünder gnädig!" das war sein letztes Wort gewesen. — Es war Herr Ulrich, der tapfere Sohn des Greiners, der da in seiner schönsten Jugendkraft, gleich einer stolzen, vom Blitz zerspällten Eiche, in seinem Blute lag. Als der greise Eberhard, den nichts aus der Fassung brachte, seinen Sohn fallen sah, rief er in die Schlachtreihen hinein: „Erschreckt nur nicht! Denn der dorten gefallen ist, der ist auch nicht mehr, als jeder andre Mann. Schlagt immerhin nur tapfer drein! Die Feinde fliehen schon!" Dabei dröhnte seine Stimme weithin, sein Bart rauschte im Winde, und wie ein gereizter Keuler stürzte er sich in die Schlacht hinein.

Als die Städter des Greiners seltsam listiges Wort vernahmen, entstand sogleich eine Verwirrung unter ihnen; sie sahen einander bestürzt an und riefen: „Wer flieht?" Ihre Schlachtreihen fingen da und dort zu wanken an, das Wort verbreitete sich schnell von einem Ende zum andern, und wirkte wie ein lähmender Zauber auf sie. Das benutzten der Graf und seine Getreuen, und im Nu durchbrachen sie die feindlichen Glieder. Plötzlich sah man es da auf der Höhe des Berges funkeln und glänzen, wie zahllose blanke Schwerter und Lanzen. — Es war die Reiterschaar des Wolfs von Wunnenstein. Der warf sich auf die Städter und brach sich von allen Seiten Bahn. Und

schon in wenigen Minuten war nun die Schlacht entschieden und der Feind ergriff die Flucht. Dieser Schlachttag war gerade in die Zeit der Erndte gefallen, und es war bei Gott ein heißer Tag! Was lagen da für dichte Schwaden von edlen Garben auf den Feldern! Wie mancher Schnitter ließ nicht da seine Arme plötzlich sinken! Das war ein blutiges Sichelfest, eine blutige Erndte, was Eberhard der Greiner und die Seinigen da hielten! Noch nach langen, langen Jahren stieß der Bauer, wenn er mit seinem Pfluge Furchen zog, auf rostige Degenklingen, auf Panzerringe und Lanzenspitzen; und als man eines Tages eine uralte Eiche umhieb und zersägte, fand man zum größten Erstaunen im hohlen Stamm derselben einen Harnisch und das Todtengerippe eines Mannes. Man glaubt, daß es ein Reiter gewesen sei, der auf der Flucht in den Wald gerieth, und der, um sich vor den Feinden, die ihm wahrscheinlich auf den Fersen waren, schleunigst zu verbergen, sich auf den Baum hinaufflüchtete, wo er jedoch zu seinem Unglück in dessen Höhlung hinabglitt, sich dann nicht mehr heraufzuarbeiten im Stande war und eines kläglichen Hungertodes sterben mußte.

Als die Schlacht also vorüber war, schüttelte der Greiner dem Wolf von Wunnenstein die Rechte und sprach zu ihm: „Habe Dank, du tapferer Degen, und komm' mit mir nach Haus! Da wollen wir uns von diesem harten Strauß erholen und uns gütlich thun.“ Doch der Wolf lachte und sagte: „Hat Euch der Spaß gefallen? Macht Euch darum nur keine irrigen Gedanken! Denn Ihr müßt wissen, daß ich Euch nur aus Haß gegen die Städter geholfen habe, und

keineswegs Euch selbst zu Gefallen. Gute Nacht und glückliche Heimkehr! Wir bleiben die Alten."

Der Rauschebart verbrachte die Nacht im Dorfe Döffingen bei der Leiche seines Sohnes. Bleich und traurig kniete er an der Bahre nieder und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen: — ob er vielleicht im Stillen geweint hat, das weiß man nicht. — Am andern Morgen bestieg er in aller Frühe wieder sein Roß, und machte sich mit seinen Reisigen auf den Weg, nach Stuttgart zurück. Da kam ihnen der Zuffenhauser Hirt mit einem gar trübseligen Gesichte entgegengelaufen. Als ihn der Graf erblickte, sagte er zu den Seinigen: „Dem Mann dort ist nicht wohl zu Muth. Ich bin neugierig, was für eine Hiobspost er uns bringt." — „Herr Graf," so klagte der Hirt schon von Weitem, „ich bring' Euch eine böse Nachricht. Verwichene Nacht ist der gleißnerische Wolf in unsere Rinderheerden eingefallen, und hat sich die schönsten und besten Stücke daraus geraubt und sie davongetrieben." — Da lachte der Greiner in seinen grauen Bart hinein, und sagte: „Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist schon so seine Art." — Hierauf zogen sie wieder rüstig des Wegs weiter, und sahen gar bald aus dem grünen Thal herauf das Schloß von Stuttgart ragen, das im Morgenstrahl erglänzte. Da kam dem Zug ein schmucker Edelknecht entgegen, und der Greiner sagte: „Das Gesicht des Knaben ist so heiter, daß mir däucht, als ob er eine gute Botschaft brächte." — Da rief auch schon der Knabe: „Herr Graf, ich wünsch' Euch Glück zu Eurem kleinen Urenkel! Die erlauchte Frau Antonia hat diesen Morgen ein gar feines Knäblein geboren." — Als das der Greis

vernahm, erhob er seine Hände hoch und rief „Jetzt hat der Fink wieder Samen und mein Geschlecht stirbt nicht aus, obgleich mein armer Sohn Ulrich todt ist. Lob und Preis dem Herrn dafür!"

[L. Uhland.]

Roland und Bertha.

Wenn man mit dem Dampfschiff von Koblenz nach Köln hinabfährt, und hinter der Stadt Remagen plötzlich das wunderschöne Siebengebirge vor sich daliegen sieht, da breitet sich der Rhein mit einem Male zu einem weiten, hellblau glänzenden See aus, und vor uralter Zeit soll an dieser Stelle auch in der That ein großer See gewesen sein.

Das ist eine Landschaft, wie es in der Welt wohl keine zweite mehr gibt, und wenn ihr, meine lieben Freunde, später einmal selbst den Rhein hinabfahrt, dann macht mir fein eure Augen recht auf, bitt' ich euch, und gebt Acht, ob ich nicht Recht habe. Da schauen zur Rechten von einem kühn hervorspringenden Felsen, an dessen Fuß Sigfried einstens den Drachen erlegt haben soll, und den sie darum noch jetzt den Drachenfels nennen, die Ruinen des prächtigen Schlosses Drachenstein herab; zur Linken erhebt sich, auf dem gegenüber liegenden Felsgestad, ein mächtiger Bogen, das ist der Rolandsbogen, und der ist das letzte noch stehengebliebene Stück von dem Fenster einer Kapelle, welche auf diesem Felsen gestanden hat; und zwischen diesen beiden einander schräg

gegenüberliegenden Ufern, und fast am Fuß des Rolandsbogens, liegt eine kleine Insel, Namens Frauenwerth, auf welcher zwischen hohen Bäumen noch ein graues Kloster hervorblickt: — und von diesen drei Orten will ich euch nun eine Geschichte erzählen.

Auf dem Schlosse Drachenstein lebte nämlich vor Zeiten ein reicher Graf, der eine einzige Tochter hatte, Bertha mit Namen, die nicht nur sehr schön, sondern auch sehr fromm und tugendhaft war. Der Held Roland, der Paladin des großen Kaisers Karl, kam oft von Aachen herüber, und kehrte als ein gerngesehener Gast auf dem Schlosse ein, denn ihn zog eine mächtige Sehnsucht nach der schönen, blühenden Jungfrau; — die beiden greisen Eltern ahnten zwar wohl mit Freuden den Grund seiner so häufigen Besuche, und würden den tapfern, schon in seinen Jünglingsjahren schlachtenberühmten Degen von Herzen gern zum Eidam gewählt haben; Bertha jedoch war still und fromm von Gemüth und durchaus kein Kind dieser Welt; schon von Kindesbeinen an war es ihr Wunsch gewesen, dereinst ins Kloster zu gehen, und ihr Leben einem höhern Bräutigam, als einem irdischen, zu weihen. Beharrlich wies sie daher jeden Freier ab, und eines Tages sagte sie geradezu zu Roland, der voll Wehmuth vor ihr stand: „Wie eine Schwester will ich Euch ja gerne lieben, theurer Roland, und bin Euch von ganzem Herzen gut; nur dringt nicht mehr in mich und verlangt nichts Weiteres von mir, denn seht, dieses Leben gehört nicht mehr mir an, sondern meinem himmlischen Bräutigam. Mein lieber Freund und Bruder mögt Ihr mir wohl auch ferner bleiben; ruhig mag

ich Euch dann kommen und gehen sehen; Euer glühendes Liebeswerben jedoch kann und darf ich nicht verstehen.“ — Mit tiefem Schmerz vernahm Graf Roland diesen für ihn so schmerzlichen Bescheid; stumm und mit blutendem Herzen riß er sich los, schloß die Geliebte noch einmal feurig in seine Arme, schwang sich auf sein Roß und ritt davon. Schnell ließ er einen Heerbann ergehen an all' seine Lehnsmannen, und ehe drei Tage vergangen waren, sah man eine kleine Schaar von schwarzgekleideten Männern zum Stadtthor von Köln hinausziehn: — Auf den Mänteln dieser Männer war das rothe Zeichen des Kreuzes sichtbar, und ein Bannerträger trug auf einem weißen, seidenen Panier das nämliche Zeichen in hochrother Farbe dem Zuge voran. Das waren Roland und seine Mannen, die einen Kreuzzug nach dem gelobten Land antraten, um das Grab des Erlösers aus den Händen der Saracenen zu befreien. — Glänzende Heldenthaten geschahen dorten durch sie, und überall sah man gewiß den Helmbusch Rolands in dem Schwarm der Feinde wehen, und wenn nur der Name Roland irgendwo erwähnt ward, so erschrack der Muselmann schon. Gleichwohl war auch das Gewühl der Schlacht nicht im Stande, den tiefen Gram seines Herzens zum Schweigen zu bringen, und noch war kein Jahr vergangen, als ihn schon die Sehnsucht mit Macht wieder nach dem schönen Rhein zurückzog, und ihn bewog, seinem Feldherrn, der ihn hoch schätzte und ehrte, Lebewohl zu sagen, nach dem zunächstliegenden Seehafen zu eilen, wo gerade ein Schiff segelfertig lag, und nach Deutschland zurückzukehren, wo am Rhein die Geliebte seines Herzens athmete. Wie freudig und hoffnungsvoll klopfte er

an der Pforte des Drachensteins an! Doch ach, wie furchtbar schlug ihn und die Saat all' seiner blühenden Lebenshoffnungen die Nachricht nieder, daß die Eltern Bertha's todt seien und daß Bertha selbst ins Kloster Frauenwerth gegangen sei. „Die Ihr suchet, nahm den Schleier," sagte der Schloßwart, ein Greis von bald hundert Jahren; „sie ist nun wirklich, wie sie so oft zu Euch und zu Andern gesagt hat, die Braut unseres Herrn und Heilandes geworden, und gerade gestern Morgens ist im Kloster unten die feierliche Einkleidung gewesen."

Da verließ Roland auf immer das Schloß seiner Väter und den Hof des Kaisers; Schwert und Schild, mit denen er in so manchem glänzenden Turnier den Preis der Mannheit und Tapferkeit davongetragen, ruhten von nun an staubig und rostig in einem dunklen Winkel der Rüstkammer, und das Roß, das ihn freudig und muthig in so manchen Kampf mit den Saracenen getragen, streichelte der Held noch einmal freundlich, und dann nahm er ihm die Zügel ab und ließ es frei laufen. Dann zog er ein rauhes, härenes Gewand an, und wo jetzt die Ruinen des Rolandsbogens stehn, da siedelte er sich an und lebte still und trauernd nur seinem tiefen Gram und dem theuren Andenken seiner einzig geliebten Bertha. Dicht neben seiner Siedelei ließ er sich eine Kapelle bauen mit hohen, schönen Glasfenstern, und ein solches Fenster ist, wie schon gesagt, auch der Rolandsbogen gewesen. Im Strome unten sah er da die schöne Insel mit dem Kloster liegen, worin seine Bertha jetzt lebte, und nach diesem Kloster sah er denn vom frühen Morgen bis spät Abends sehnsuchtsvoll und voll Gram hinab, bis Bertha's Fenster

erklang, bis sich die Liebliche sehen ließ, und bis ihr einzig theures Bild ruhig lächelnd und engelmild nach seiner Siedelei hinaufgrüßte. Wenn er sie dann nur einmal gesehen, dann legte er sich froh und ruhig nieder und schlief zufrieden ein, sich schon im Voraus auf den andern Tag freuend, wo er sie wieder zu schauen hoffte. Seht ihr, und so saß er manches Jahr da in tiefem Schmerz und Gram, still und geduldig wartend, bis das Fenster Bertha's erklang, bis ihr einzig theures Bild erschien. Und eines Morgens, als wieder fromme Wanderer auf die Kapelle hinaufkamen, fanden sie ihn todt und kalt daliegen. Er lehnte mit dem Rücken an der Wand seiner Zelle, und noch im Tode sah das bleiche, ruhige Antlitz durch das Fenster nach dem Kloster hinab, wo seine Bertha wohnte, und wo man auch sie bald darauf begrub. Das ist die Geschichte von Roland und der schönen Bertha.

[Schiller.]

Roland der Schildträger.

Kaiser Karl der Große saß einmal zu Aachen, mit andern Fürsten seines Reiches, beim fröhlichen Mahle. In goldenen und silbernen, zum Theil mit prächtigen Edelsteinen besetzten Gefäßen glänzten die Speisen und Getränke. Indem nun der Kaiser seine Blicke so darüber hingleiten ließ, hub er plötzlich an und sagte: „Wir haben da wohl der köstlichen Seltenheiten genug; allein was sind sie alle zusam-

men werth gegen das kostbare Kleinod, das ein Riese besitzt, welcher im Ardennerwalde hausen soll? — Er führt es in seinem Schilde. Nichts auf der Welt soll ihm an Kostbarkeit gleichkommen. Und glänzen und leuchten soll es wie die Sonne; ich muß gestehen, daß ich dieses unschätzbare Kleinod gar gern mein eigen nennen möchte." — Als das die Fürsten, denen jeder Wunsch des großen Kaisers Befehl war, vernahmen, beriethen sie sich sogleich untereinander, und alsbald begehrten Graf Richard, Erzbischof Turpin, Herzog Heimon, Herzog Naims von Bayern, sowie Milon von Anglante und Graf Garin, lauter tapfere Helden, ihre Rüstungen und ihre Pferde. Denn sie waren auf der Stelle mit einander eins geworden, in den Wald zu reiten, und sich des Riesenkleinodes zu bemächtigen. Ehe sie jedoch zum Burghofe hinauszogen, trat plötzlich ein junger Knabe zu dem Herrn Milon hin, es war der Sohn des Letzteren, welcher Roland hieß, und sprach zu ihm: „Ich bitte dich, lieber Vater, laß mich doch auch mit euch in den Wald ziehen! — Wenn ich auch noch zu jung bin, mit dem Riesen zu streiten, so bin ich doch schon stark genug, dir deinen Schild und Speer zu tragen." Der Vater gewährte ihm sein Begehr, und so schwang sich denn der gute Roland auch auf ein Pferd, und ritt, des Vaters Waffen tragend, mit den Andern dem Ardennerwalde zu. Dort angelangt, trennten sich die sechs Genossen. Jeder schlug einen andern Weg ein. Roland ritt hinter seinem Vater her und war nicht wenig stolz, daß er dessen Schild und Speer tragen durfte. Die tapfern Degen streiften nun Tag und Nacht in dem Wald herum, und suchten den Riesen, den sie jedoch nirgends

finden konnten. Am vierten Tag endlich, als Herzog Milon gerade unter einer schattigen Eiche lag und schlief, gewahrte der Knabe Roland, der nicht weit von ihm saß, plötzlich ein gar mächtiges Leuchten und Blitzen; auch sah er bald, daß dieser Glanz von nichts Anderem herkam, als von dem Schild, den ein ungeheuerer und wildaussehender Riese trug, welcher von der Höhe herabgestiegen kam. Der Glanz dieses Schildes scheuchte Rehe und Hirsche auf. Im ersten Augenblick erschrack Roland nicht wenig darüber, faßte sich jedoch bald wieder und ging mit sich zu Rath, was er nun thun sollte. Seinen Vater wollte er nicht gern aus dem besten Schlaf wecken, und die gute Gelegenheit, mit dem Riesen zusammen zu stoßen, auch nicht unbenützt vorüber gehen lassen; und so beschloß er denn, sich ohne Weiteres mit seines Vaters Waffen zu gürten und selbst den Kampf mit dem Riesen zu wagen. Schleunigst bemächtigte er sich denn derselben, hängte das Schwert um, nahm Schild und Speer in die Hand, bestieg seines Vaters Roß, und verließ geräuschlos den Ort, wo derselbe lag und schlief, und ritt muthig dem Riesen entgegen. Als dieser ihn erblickte, fing er recht herzlich an zu lachen und rief: „Was will denn der kleine Wicht da auf dem großen Pferd mit seinen Waffen? Sein Schwert ist um zweimal länger als er selbst, sein Speer so schwer, daß er ihn fast von dem Pferd herabzieht, und der Schild so groß, daß er ihn beinahe erdrückt!“ Des Riesen Spott ärgerte den kleinen Helden nicht wenig, und zornig rief er ihm zu: „Dein Necken soll dir bald vergehen! Denn ich bin gekommen, mit dir zu streiten, und fordere dich zum Kampfe mit mir auf Leben und Tod. Wenn

mein Schild breit ist, so deckt und schützt er mich um so besser:

Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen."

Nun nahm der Riese, der sah, daß es dem Knaben vollkommen Ernst war, eine ungeheuere Stange, die er in der Hand hielt, gerade als ob es ein kleiner Spazierstock wäre, und schlug damit nach seinem kleinen Feind; doch dieser lenkte sein Pferd schnell seitwärts, und wich geschickt dem furchtbaren Schlag aus. Zu gleicher Zeit stach er mit dem Speer nach ihm, doch dieser prallte ab an dem Wunderschild und fuhr auf ihn selbst zurück; nun griff er hastig nach seinem Schwert und faßte es mit beiden Händen. Auch der Riese griff nach dem seinen, wozu er jedoch bei seiner Unbeholfenheit so lange brauchte, daß Roland Zeit genug fand, ihm mit einem raschen Hieb den linken Arm herunterzuhauen, in dem er den Schild hielt, so daß dieser, nebst der Hand, den Hügel hinunterrollte. Mit dem Schild war auch des Riesen Muth dahin, denn nur das kostbare Kleinod in demselben hatte ihm bis jetzt Kraft verliehen. Er lief ihm zwar schnell noch nach, allein Roland stach ihn plötzlich in das Knie, daß er mit Geheul zu Boden stürzte. Nun faßte er ihn bei den Haaren und schlug ihm mit einem einzigen Schlag den Kopf ab, so daß ein großer Strom von Blut ins Thal hinabfloß. Hierauf brach er schnell das Kleinod aus dem Schilde heraus, an dessen Glanz er sich gar nicht satt sehen konnte, verbarg es sorgfältig unter

seinem Mantel, eilte dann zu einer Quelle, und reinigte sich und seine Waffen vom Blute. Dann kehrte er zu seinem Vater zurück, den er immer noch schlafend unter der Eiche fand; und da er jetzt selber recht müde war, so legte er, nachdem er Pferd und Waffen wieder gehörig an Ort und Stelle gebracht, sich selbst neben ihm nieder, und schlief bald fest ein. — Als Herr Milon endlich erwachte, war es zu seinem Schrecken bereits spät Abends geworden; schnell sprang er auf und rief: „Wach' auf, wach' auf, mein Sohn Roland! Nimm schnell meinen Schild und meinen Speer zur Hand, und laß uns tiefer in den Wald gehen, und den Riesen suchen. Ich fürchte beinahe, daß wir die beste Zeit bereits verschlafen haben." Sie bestiegen nun schnell ihre Pferde wieder, und zogen eiligst des Wegs weiter. Roland ritt vergnügt und ohne auch nur ein Wort von seinem so glücklich überstandenen Abenteuer zu erwähnen, welches er indessen gehabt, hinter seinem Vater her. So kamen sie denn bald an die Stelle, wo der Riese in seinem Blute lag. Doch wie erstaunte Roland nicht, als von diesem nichts mehr als der ungeheuere Rumpf zu sehen war; es fehlte nicht nur der Harnisch, Helm und Speer, sondern auch der Kopf und die abgehauene Hand. Herr Milon betrachtete mit Schrecken den riesigen Rumpf und murmelte leise vor sich hin: „Wessen Leichnam mag denn das wohl sein?" Dann fuhr er fort: „Was frag' ich da noch weiter? Seine Größe sagt mir ja schon zur Genüge, daß es der des furchtbaren Riesen ist;" und wehmüthig setzte er hinzu: „So hab' ich denn Ruhm und Ehre verschlafen! In meinem ganzen Leben kann ich das nicht verschmerzen." —

Zu derselben Stunde stand Kaiser Karl zu Aachen auf dem Balkon seines Schlosses, und wartete ängstlich auf die Wiederkehr seiner sechs in den Wald hinausgezogenen Fürsten. Er ließ die Blicke sehnsüchtig nach der Straße zu schweifen, von wo sie zurückkommen mußten. Es war ihm so ängstlich zu Muthe um seine treuen Helden; sie schienen ihm schon allzulang zu bleiben, und schon fürchtete er im Stillen, sie möchten am Ende gar dem schrecklichen Riesen unterlegen sein; als er plötzlich in weiter Ferne einen Reiter wahrnahm, und als dieser dem Schloß immer näher und näher kam, rief er in seiner Freude, indem er die Hand vor die Augen hielt, laut aus: „Bei meinem Kaiserwort! Es ist der Herzog Heimon.“ — Er war es in der That, sah jedoch nichts weniger als fröhlich aus, sondern legte dem Kaiser traurig das Haupt des Riesen zu Füßen und sprach: „Ich fand den Kopf im Walde; nicht fünfzig Schritt davon lag auch der Rumpf des Riesen; wer ihn jedoch erschlagen hat, weiß ich nicht.“ — Gleich darauf kam auch Erzbischof Turpin; dieser brachte den riesigen Handschuh, in dem die Hand des Riesen noch steckte; er zog sie heraus und sagte lachend: „Das ist eine schöne heilige Reliquie, die ich da, bereits schön zugehau'n, im Walde gefunden habe.“ Auch Herzog Naims von Bayern kam jetzt, und dieser brachte die ungeheuere Stange des Riesen und sagte: „Seht doch, welches Waffenstück ich da gefunden habe! Das Stück Holz hat eine Schwere, daß es Einem den Schweiß auf die Stirne treibt, und ich muß gestehn, daß mir ein tüchtiger Schluck bayrisches Bier jetzt gar sehr willkommen wäre.“ — Graf Richard kam gar zu Fuß daher; still schritt er

neben seinem Pferde her, welches des Riesen Harnisch trug. Bei seinem Herrn und Kaiser angelangt, sprach er so: „Wer in den Wald gehen und suchen will, der kann noch gar manches andere Stück Rüstzeug finden, mir ist es zu viel gewesen." Nun kam auch Graf Garin; der schwang schon von Weitem den Schild, so daß man im ersten Augenblicke allgemein glaubte, er sei der Sieger; als er jedoch näher kam, rief auch er: „Ich bringe zwar den Schild daher, ihr lieben Herrn, doch das Kleinod, welches darin sein soll, ist leider schon herausgebrochen." — Endlich kam auch Herr Milon; er ließ sein Roß sehr langsam gehen und senkte traurig den Kopf. Der kleine Roland ritt mit seinem Schild und Speer hinter ihm her. Doch wie sie an das Schloß kamen, woselbst der Kaiser und die Fürsten standen, nahm Roland plötzlich den Zierrath aus seines Vaters Schild heraus und steckte statt dessen das Kleinod des Riesen hinein, welches weithin wie die Sonne glänzte und leuchtete. Als nun das der Kaiser gewahrte, sprang er auf und rief: „Heil dem Herrn Milon von Anglante, der den Riesen bezwungen und das ersehnte Kleinod erobert hat!" Als Herr Milon das vernahm, wandte er sich voll Staunen um, und als er seinen Schild so glänzen und leuchten sah, sagte er zu Roland: „Sag' doch an, du kleiner Geselle du, wer dir dieses Kleinod da gegeben hat?" „Ach, lieber Vater," versetzte dieser, als wenn gar nichts geschehen wäre, „sei mir nicht böse, daß ich, während du im Walde schliefst, den Riesen erschlagen habe." — Das Erstaunen des Kaisers und seiner Fürsten war natürlich gränzenlos, und Roland stand von dieser Stunde an beim Kaiser gar

sehr in Gnaden, und ist später ein berühmter Held geworden, von welchem in vielen Liedern und Geschichten erzählt wird.

[L. Uhland.]

Der Ring des Polykrates.

Im blauen griechischen Meer liegt eine Insel, Namens Samos; die ist gar anmuthig und fruchtbar, und voll schöner Wälder und Gärten, und vor vielen, vielen Jahren, da stand auf dieser Insel auch eine wunderherrliche Stadt, und in der saß ein König, Namens Polykrates; der war gar ein gewaltiger Herr und so ungeheuer reich an Gold und andern Gütern, daß ihn die Menschen als einen der glücklichsten Sterblichen priesen. Von diesem König wird nun folgende Geschichte erzählt:

Eines Tages stand er mit dem König von Egypten, seinem lieben Gastfreund, der sich gerade bei ihm zum Besuche befand, auf dem flachen Dach seines Palastes und schaute mit Vergnügen in die Stadt hinab, die zu seinen Füßen lag, und sagte zum Könige von Egypten: „Schau, was du da unter uns erblickst, das ist mir unterthänig; sag', bin ich nicht glücklich zu preisen?" — „Du hast die Gunst der Götter erfahren, es ist wahr," sagte der König von Egypten, „und die vormals deines Gleichen waren, die zwingt jetzt die Macht deines Scepters. Doch lebt ja noch Einer, sie zu rächen, und so lange das Auge dieses Einen

Feindes noch wacht, so lange kann ich dich noch nicht glücklich preisen." Der König war noch nicht zu Ende mit dieser seiner Rede, als ein Bote, von der Stadt Milet gesandt, zu Polykrates hereintrat und sprach: „Herr, laß die Düfte eines Opfers zum Himmel steigen, und bekränze dein göttliches Haupt mit einem Lorbeerzweig! Denn dein Feind ist jetzt erschlagen; mit dieser frohen Botschaft schickt mich dein treuer Feldherr Polydor." — Und nachdem der Bote so gesprochen, nahm er aus einem schwarzen Becken, zum Schrecken der beiden Könige, das noch blutige Haupt des Feindes heraus. Da trat der König von Egypten mit Grauen zurück und sagte warnend und voll Besorgniß zu Polykrates: „Traue dem Glück nicht allzusehr; bedenke, daß deine Flotte noch auf dem ungetreuen Meer dahinschwimmt, und wie leicht kann sie der Sturm zerschellen!" Und wieder hatte der König seine Rede noch nicht beendigt, als ihn ein Jubel unterbrach, der von der nahen Rhede heraufscholl, denn die Flotte, von der er gerade gesprochen hatte, landete bereits mit unzähligen mastenreichen Schiffen, welche mit fremden Schätzen reich beladen waren, und welche dem Polykrates gehörten, am heimischen Gestade. Ueber ein solches Glück, das dem Polykrates an einem einzigen Tage widerfuhr, erstaunte der königliche Gast gar sehr und sagte zu ihm: „Dir scheint das Glück besonders günstig zu sein; — doch nimm dich vor seiner Unbeständigkeit in Acht. Noch droht dir der Krieg von Seiten des tapfern Volks von der Insel Kreta, dessen Schiffe diesem Strand schon nahe sind." — Und kaum hatte der König seine Rede geendet, so riefen auch schon wieder unzählige Stimmen: „Sieg! Sieg! Von den Feinden sind wir nun erlöst; — die Flotte

der Kreter hat der Sturm zerstreut, nun ist der Krieg zu Ende!" Doch schaudernd vernahm das der König von Egypten, und zu Polykrates gewendet sagte er: „Nun muß ich dich wahrlich glücklich preisen; gleichwohl zittere ich für dein Heil, es graut mir vor dem Neide der Götter, denn noch keinem Sterblichen ward des Lebens ungetrübte Freude zu Theil. — Schau, auch mir ist das Glück nicht abhold gewesen, denn bei all' meinen Herrscherthaten begleitete mich die Huld des Himmels. Doch nahm mir Gott meinen Erben und einzigen Sohn, ich sah ihn dahin sterben in seiner Jugend, und so habe ich dem Glück meine Schuld bezahlt. Darum, wenn du das Leid vorsichtig von dir abwenden willst, so befolge meinen Rath, und flehe zu den unsichtbaren Göttern, damit sie dir zu dem vielen Glück, das dir heute zu Theil geworden ist, auch irgend einen Schmerz senden mögen; denn noch kein Mensch hat gut geendet, dem die Götter immer mit vollen Händen ihre Gaben zuwarfen. Und wenn dich die Götter nicht erhören, so höre auf die Lehre deines Freundes, und beschwöre dir selbst irgend ein Unglück herauf, und was dir von all' deinen Schätzen das Liebste ist, das nimm und wirf's ins unermeßliche Meer hinunter!" —

Polykrates, dem es bei dieser Rede seines Freundes am Ende doch selbst ängstlich zu Muthe zu werden anfing, nahm nun einen kostbaren Ring von seinem Finger und sagte: „Von Allem, was diese Insel trägt, ist dieser Ring mir das höchste und liebste Gut. Ihn will ich denn ins Meer hinunterwerfen und sehen, ob mir die neidischen Götter dann mein Glück verzeihen." Polykrates sprach's

und nahm den Ring und warf ihn ins Meer. Doch schon am andern Morgen in aller Frühe trat ein Fischer mit fröhlichem Gesichte vor den Fürsten hin und sagte, indem er ihm einen großen, wunderschönen Fisch als Geschenk zu Füßen legte: „Herr, als ich heute auf's Meer hinausfuhr und mein Netz auswarf, habe ich diesen Fisch gefangen, und da er so schön und groß ist, wie ich noch niemals einen gefangen habe, so bringe ich ihn dir zum Geschenke dar.“ — Polykrates nahm den Fisch mit Dank an und schickte ihn in die Küche hinaus; und nun denkt einmal, was da für ein Wunder geschah! — Als nämlich der Koch den Fisch zerschnitt, da fiel ihm plötzlich etwas Glänzendes in die Augen, und als er genauer nachschaute, so war es der nämliche kostbare Ring, den der König erst gestern ins Meer hinabgeworfen hatte. Bestürzt und hocherstaunt eilte der Koch sofort zu seinem Herrn hinein und sagte: „Herr, den kostbaren Ring, den du stets zu tragen pflegtest, hab' ich in dem Magen des Fisches gefunden. O, dein Glück hat keine Gränzen mehr!“ — Als nun der König von Egypten auch Dieses hörte, da ergriff ihn ein wahres Grausen und er sagte: „Bei dir kann ich nun unmöglich länger bleiben, du kannst jetzt mein Freund nicht mehr sein; die Götter wollen sichtbar dein Verderben, und damit ich nicht am Ende noch mit dir sterben muß, eil' ich lieber schnell von hinnen;“ — und wirklich schiffte er sich gleich darauf ein, und kehrte nach Egypten zurück. — Seine schlimme Vorhersagung ist denn auch richtig in Erfüllung gegangen; denn plötzlich brach auf der Insel eine Empörung aus, und der einst so mächtige und glückliche König von Samos wurde nicht nur arm

und hilflos von Thron und Heimath verjagt, sondern starb später sogar noch den Tod auf dem Blutgerüst.

[Schiller.]

Rind Horn, der schöne Königssohn.

Blondel war ein berühmter englischer Sänger; er war der Lieblingssänger von König Richard Löwenherz von England, und wie treu und ergeben er seinem König wieder war, davon gibt Folgendes einen glänzenden Beweis.

Als nämlich der tapfere König Richard Löwenherz auf der Veste Dürnstein, bei Krems an der Donau, traurig einsam gefangen saß, vernahm er einmal des Nachts, gerade unter dem Fenster seiner Zelle, einen gar lieblichen, wundervollen Gesang; er lauschte und lauschte, die Stimme kam ihm so bekannt vor, und endlich war er gar nicht mehr im Zweifel darüber, daß es die seines Lieblingssängers Blondel war; dieser war es in der That; denn als er von der ungerechten Gefangenschaft seines geliebten Königs vernommen, war er weit, weit von England herübergekommen, um ihm in seiner traurigen Einsamkeit Gesellschaft zu leisten und ihn mit seinen Liedern zu erheitern. Auf sein dringendes Ansuchen erlaubte man ihm auch, die Haft mit seinem Könige zu theilen. Er war es auch, durch den Richard später seine Freiheit wieder erlangte; er bettelte nämlich in England das Lösegeld, das man für den König forderte,

und das keineswegs gering war, so zu sagen von Haus zu Haus zusammen.

Einmal, als der König krank darnieder lag, sagte er plötzlich: „Ruft mir doch einmal den Blondel, meinen guten Sänger, herbei, daß er mir mit seiner Musik und seinem Gesang meine Schmerzen verscheucht; denn ich war oft schon ärger am Herzen krank, als ich es jetzt am Leibe bin, und er machte mich wieder gesund.“ — Man eilte sogleich hinaus, den Sänger herbeizuholen. Schon nach wenigen Augenblicken trat er an das Bett und sprach: „Was willst du, mein guter König, daß ich dir für eine Sage singen soll? Lieder weiß ich zwar genug: denn auf meinen Reisen durch die Welt hab' ich Stoff genug dazu gefunden, den meisten jedoch in unserm schönen England, weil sich da so vielerlei Völker niedergelassen haben, von denen ein jedes wieder seine eigenen Sagen und Märchen mitgebracht hat. Was soll ich nun aus diesem reichen Sagenquell hervorsprudeln lassen, das im Stande wäre, meinem kranken König Linderung zu verschaffen? Doch halt, da fällt mir ein Lied aus meinen Jugendtagen ein; das Lied von Horn, dem schönen Königssohn, das könnte wohl geeignet sein, deinen Schmerz zu lindern.“ Hierauf schwieg er eine Weile, und ließ die glanzvollen Augen fragend auf dem kranken König ruhen, um zu erfahren, ob ihm die vorgeschlagene Sage auch recht sei; dieser sprach jedoch kein Wort, sondern lächelte still und freundlich den Sänger an, was diesem Antwort genug zu sein schien; denn er begann folgendermaßen zu erzählen:

In Südland saß einmal ein überaus mächtiger König

auf dem Thron, der hieß Allofo und war ein überaus milder Herrscher; seine Gemahlin, die Königin, hieß Gothilde. Dieser hatte einen einzigen Sohn, der Horn hieß. Horn war das schönste Kind, das es auf Gottes weiter Erde gab. Seine Haut war so weiß, wie Schnee, und seine Wangen so blühend, wie die zwei herrlichsten Rosen. Dabei war er aber auch so gescheidt und tapfer, daß ihm keiner von seinen zwölf Spielkameraden, die er hatte, gleichkam. Von diesen seinen Spielkameraden, welches lauter Edelknaben waren, hatte er besonders zwei sehr lieb; der eine hieß Athulf, der andere Figold. Athulf war ihm mit ganzer Seele ergeben. Figold dagegen war falsch und hinterlistig, was ihr schon im Verlauf der Erzählung noch hören werdet.

Als der schöne Horn ungefähr 15 Jahre alt war, ritt sein Vater an einem Sommermorgen, nur von zwei seiner Mannen begleitet, an den Meeresstrand hinab; da sah er zu seinem Staunen plötzlich 5 heidnische Schiffe vor sich liegen, die in der Nacht gelandet sein mußten. Als die Heiden den König erblickten, fielen sie sogleich über ihn her, und ehe er sich noch zur Wehr setzen konnte, lag er sammt seinen Begleitern todt am Boden. Hierauf drangen sie mit aller Macht in das Land hinein, und ehe man sich's versah, hatten sie dasselbe, und noch andere unterjocht. Als die Königin Gothilde den Tod ihres armen Mannes erfuhr, war sie sehr traurig und weinte viel um ihn. Noch mehr jedoch darüber, daß sie ihren Sohn des Thrones seiner Väter beraubt sah. Sie zog die schlechtesten Kleider an, die sie hatte, und verließ, um nicht auch noch den Heiden in die Hände zu fallen, die ihren Sohn und seine Gespielen

bereits gefangen genommen hatten, heimlich den Königspalast, und begab sich in eine aller Welt verborgene Höhle. Dort überließ sie sich ganz der Trauer um ihren Gemahl und ihren Sohn, für dessen Erhaltung sie täglich heiße Gebete zu Gott empor sandte.

Indessen befanden sich, wie schon gesagt, der junge schöne Horn und seine Spielkameraden in der Gewalt der Heiden. Auch sie sollten erschlagen werden, und wäre nicht der schöne Horn dabei gewesen, so wäre es gewiß auch geschehen; dessen wunderbare Schönheit rührte jedoch selbst die Heiden, und nach längerem Hin- und Herreden beschlossen sie endlich, die Kinder nicht zu tödten, sondern sie in ein Schiff zu setzen und dem Meer preiszugeben. Und so geschah es auch. Horn wurde sammt seinen zwölf Kameraden ans Meer hinab geführt, und in ein Boot gesetzt, das, sobald alle darin waren, trotz ihrem Weinen und Schreien, vom Lande gestoßen ward. Da ward es selbst Horn, dem sonst so muthigen Horn, angst und bange. Das ruderlose Schiff trieb schnell vorwärts. Einen Tag und eine Nacht war es bereits durch Wellen und Wogen geschwommen, ohne daß es auch nur ein einziges Mal umgeschlagen wäre; die Kinder wußten nicht mehr, wo sie waren, sie hielten ihr Leben bereits für verloren. Da rief Horn plötzlich, beim Anbruch des zweiten Morgens: „Freut euch mit mir, meine Freunde, denn wir sind am Lande; ich höre bereits die Vögel singen und sehe das hohe Gras im Winde wehen.“ — Und wirklich sprangen sie wenige Minuten später ans Land.

Horn blieb einen Augenblick am Strande stehen und rief dem davon schwimmenden Schifflein nach: „Fahre wohl,

du trautes Schifflein du, kehre nun von meinen besten Wünschen begleitet, nach Südland, meiner Heimath, zurück; dort grüße mir die gute Königin Gothild, denn sie ist meine Mutter; grüße mir auch alle sonstigen Bekannten und Verwandten. Dem Heidenkönige, dem Verläugner Gottes, aber sage, daß du Horn, den rechtmäßigen König von Südland, sammt seinen Genossen ans trockene Land getragen hast, und daß er seinen Tod einst, wenn ich groß und stark genug geworden bin, von dieser meiner Hand finden soll." — Hierauf ging er mit seinen Kameraden und Leidensgenossen fort, und sie kamen bald an eine große Stadt. Das war die Residenz des Königs Eilmer von Westland. Dieser befand sich gerade, als die Kinder sich der Stadt näherten, vor derselben auf einer großen Wiese; es war ein überaus guter Mann. Als er sie erblickte, rief er sie sogleich zu sich, betrachtete sie verwundert und sagte: „Eine so schöne Gesellschaft hab' ich wahrlich noch nie beisammen gesehen. Wo kommt ihr denn her, ihr lieben Kinder?" — Da trat der herrliche Horn hervor und antwortete kühn und stolz: „Wir sind lauter gute Christen, Herr König, und kommen von Südland, wo die Heiden gelandet sind, die unzählige Christen sammt dem guten König Allofo, erschlagen und das Land in Besitz genommen haben. Uns hat man in einen Nachen gesetzt und der wilden See preisgegeben; das Schiff war aber besser, als die Menschen, und hat uns ohne Segel und Ruder an dieses Land getragen. Wir stehen nun vor dir, o König, als deine Knechte; du kannst mit uns machen, was du willst. Doch bitt' ich dich im Namen all' dieser meiner Freunde

hier, sei nicht grausam gegen uns.“ — Horns freies und ungezwungenes Wesen gefiel dem König sehr und er sagte zu ihm: „Wie heißt du denn, mein Kind?“ Horn antwortete ihm, man nenne ihn daheim nur Kind Horn; daß er eines Königs Sohn war, verschwieg er; „und wenn du mich zu deinem Diener nehmen willst,“ sagte er zu dem König, „so werde ich dir gewiß treu dienen.“ „Dazu, mein Sohn,“ sprach der König, „bist du noch zu jung. Aber dein Name gefällt mir ungemein; er ist sehr klangvoll, denn in dem Saal, auf Bergen und in Thälern erklingt das Horn. Dein Name, du schöner Horn, soll von Land zu Land dringen, und deine wunderbare Schönheit soll noch das Westland einst bezwingen.“

Der König nahm die Kinder mit nach Haus und übergab sie einem Hofmeister, Namens Athelbrus. Den schönen Horn gewann er allmälig so sehr lieb, daß er am Hofe den Befehl gab, Alles zu thun, was man ihm nur an den Augen ansehen könnte. Auch Athelbrus verwendete allen nur möglichen Fleiß auf ihn, wofür er auch reichlich belohnt ward; denn Horn war ein überaus begabter Knabe und begriff Alles so leicht, daß er seinen Gespielen bald in Allem voraus war; auch war er um einen Kopf größer als sie, kurz, es kam ihm Keiner, weder an geistiger, noch an körperlicher Schönheit gleich.

Seine Schönheit, die von Jahr zu Jahr zunahm, machte ihn bald zu einem Schmuck des ganzen königlichen Hofes, wo er auch seines feinen Anstandes und guten Betragens wegen allgemein beliebt war.

König Eilmer hatte auch eine Tochter, sie hieß Rimnilde,

und war ebenfalls sehr schön und sein einziges Kind, das er sehr liebte. Rimnilde war besonders eingenommen von dem schönen Horn und liebte ihn über alle Maßen, und da sie nicht wagte, vor ihrem Vater und dem Hofstaat mit ihm zu sprechen, ließ sie eines Tages, nachdem ihr geträumt, Horn sei ihr Page geworden und habe ihr in ihren Gemächern aufgewartet, Athelbrus, den Hofmeister, zu sich kommen, und befahl ihm, ihr den jungen Horn zu bringen. Horn hatte, wie schon früher erwähnt, besonders zwei von seinen Spielkameraden sehr lieb, und das waren Athulf und Figold. Athelbrus versprach der Prinzessin, ihr den Horn zu bringen; statt dessen ging er aber hin, nahm Athulf und brachte ihr denselben statt Horn. In ihrem Zimmer war es so finster, daß sie ihn nicht leicht erkennen konnte; sobald er eintrat, eilte sie ihm entgegen, warf sich an seinen Hals und sagte: „o Horn, du schöner Jüngling, wie bist du mir doch lieb und werth! O, sage mir, daß auch du mich lieb hast.“ Da konnte sich Athulf nicht länger halten, er flüsterte ihr ganz leise ins Ohr: „Ich bin nicht Horn, sondern Athulf, sein Freund und Gespiele, der sich nicht im Mindesten mit Horn messen kann, da er schöner an seinem kleinen Finger ist, als ich ganz und gar bin. Zudem ist er mein Freund und ich wäre daher nicht im Stande, auch wenn er noch so weit von mir entfernt wäre, ihn im Geringsten zu betrügen.“

Als Rimnilde das vernahm, ward sie sehr zornig gegen Athelbrus und rief ihm, da er in einem anstoßenden Gemache stand, zu: „Geh' mir aus den Augen, du falscher Mann, und laß dich, wenn du mich nicht mit dem jungen Horn

willst reden lassen, nie mehr vor mir blicken." „Zürnt mir nicht, hohe Frau," sprach hierauf Athelbrus, „und hört, warum ich Euch den jungen Horn nicht hergebracht habe. Er ist, wie Ihr wißt, so wunderschön, wie nicht leicht ein Mensch auf Erden. Der König hat ihn sehr lieb und hat ihn mir ganz besonders empfohlen und mich verantwortlich für ihn gemacht; ich fürchtete daher seinen Zorn. Da ich jedoch den Eurigen noch mehr fürchte, so will ich jetzt hingehen und Euch den jungen Horn herbeiholen." — Er brachte ihr jedoch den Horn wieder nicht, sondern den Figold; bevor er ihn jedoch ins Zimmer hineinführte, sagte er zu ihm: „Gib wohl Acht, daß du dich nicht verräthst, daß du nicht Horn bist, denn an dessen Stelle sollst du nun zu der Prinzessin hineingehen; sonst könnte es uns Beiden schlimm ergehen." — Figold versprach ihm zu gehorchen, und trat ohne Scheu zu der Prinzessin hinein. Doch hört nun, wie ihn Rimnilde empfing. Sie erkannte ihn sogleich beim Eintritt, und als er sich ihr näherte, stieß sie ihn zornig von sich, und warf ihn ohne Weiters zur Thüre hinaus ins Vorzimmer, wo Athelbrus ihn erwartete. Dieser führte den Beschämten, mit großem Verdruß über das abermalige Mißlingen seines Planes, fort. Und da er wirklich Rimnildens Zorn fürchtete, ging er nun hin, den jungen Horn endlich herbeizuholen. Dieser befand sich gerade im Speisesaal, wo er dem König den Wein einschenkte. Athelbrus begab sich sogleich dahin, und sobald er ihn einen Augenblick frei sah, nahm er ihn bei Seite und flüsterte ihm ins Ohr: „Begib dich allsogleich zu der jungen Prinzessin; sie will durchaus mit dir sprechen. Als Horn das vernahm, fing

er vor Freuden so zu zittern an, daß er den Wein, den er in der Hand hielt, verschüttete. Sobald er den Saal verlassen konnte, ohne bemerkt zu werden, eilte er zu Rimnilden, und das Zimmer, worin sie sich befand, war noch immer finster; als aber Horn eintrat, war es auf einmal hell erleuchtet von seiner Schönheit. Er eilte auf Rimnilden zu, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und sprach zu ihr: „Sei mir gegrüßt, o Königin, sammt deinen Frauen; Athelbrus schickt mich zu dir, um deine Befehle entgegen zu nehmen.“ — Als Rimnilde ihn erblickte, leuchtete ihr Gesicht vor Freude, und ihre Wangen färbten sich mit Purpurroth. Freudig bewegt hob sie ihn auf, schloß ihn in ihre Arme und sagte: „Willkommen, tausendmal willkommen hier bei mir! So ist mir denn endlich das Glück beschieden, dich zu sprechen, o Horn, und dir zu sagen, wie lieb ich dich habe; o sage mir, daß auch du mich lieb hast, so will ich deine Gemahlin werden.“ „Wie wäre das möglich?“ rief Horn lachend, „du, eine Königstochter, ich, ein Knecht, das wär' eine schöne Heirath, das!“ Als Rimnilde ihn so reden hörte, ward sie sehr traurig und fing zu weinen an; Horn tröstete sie jedoch wieder und sagte, indem er sie in seine Arme schloß: „Du schöne, holde und liebe Jungfrau, hilf mir, daß ich zum Ritter geschlagen werde; verwandelt sich der Knecht einmal in einen Ritter, dann darfst du gewiß sein, daß ich nicht ruhen, noch rasten will, bis ich mich zu dir emporgeschwungen habe.“ Als Rimnilde das vernahm, war sie bald wieder beruhigt, und nach einer Weile sprach sie, indem sie Horn einen Ring und einen goldenen Becher gab: „Bring' dieses dem Athelbrus, als ein

Geschenk von mir, und sag' ihm, daß er meine volle Verzeihung erhalten soll, wenn er den König dazu bewegen kann, dich zum Ritter zu schlagen." Horn schloß sie nun nochmals in seine Arme und eilte dann freudig bewegt zu Athelbrus, brachte ihm die Geschenke und theilte ihm die ganze Unterredung, die er mit der Prinzessin gehabt hatte, mit. „Nun," sagte hierauf Athelbrus, „das trifft sich gerade schön. Morgen ist des Königs Geburtstag, und da er gewöhnlich an diesem Tag einige Knappen zu Rittern schlägt, so könnte es ja vielleicht sein, daß er auch dich dazu nimmt. Zur Vorsorge will ich jedoch sogleich zu ihm hingehen und mit ihm darüber sprechen." — Als er zu dem König hinkam, sagte er zu ihm: „Mein Herr und König! Wenn du in deinem Herzen nichts dagegen hast, so möchte ich dir einen Vorschlag machen. Du darfst mir aber nicht böse werden, wenn er dir etwas kühn vorkommt." — „Rede ohne Scheu," sprach der König und Athelbrus sagte: „Da morgen dein Geburtstag ist, so möchte ich dich fragen, ob du das Fest nicht dadurch erhöhen willst, daß du den jungen Horn zum Ritter schlägst? — Denn Niemand verdient es mehr, als er." — „Dein Wunsch," sprach hierauf der König, „soll, da er im Grnnde auch der meine ist, gewährt werden; denn der Horn gefällt mir ungemein, und zwar um so mehr, als auch ohne den Ritterschlag jeder Zoll an ihm ein Ritter ist. Ich will ihm selbst den Schwertschlag geben, und soll er dann dasselbe seinen zwölf Genossen thun." — Der König freute sich selbst so sehr auf das Fest, daß er kaum den Anbruch des nächsten Tages erwarten konnte.

Wie es der König versprochen hatte, so geschah es; Horn erhielt von ihm den Ritterschlag, und er ertheilte ihn dann seinen zwölf Kameraden. Sobald die Ceremonie vorüber war, und er sich schicklicher Weise entfernen konnte, begab er sich zu Rimnilden, die sich mittlerweile mit ihren Frauen in ihre Gemächer zurückgezogen hatte; er kam ihr nun noch schöner vor und sie sprach zu ihm: „Ritter, nun denke an das, was du mir versprochen hast; dein Wille ist geschehen, und die Kluft zwischen uns ist nicht mehr so groß, denn ich nehme nun einmal keinen Anderen zum Mann, als dich."

„Rimnilde, du holde Jungfrau, gib dich zufrieden, denn Alles, was du willst, soll geschehen; bevor ich dich aber als meine Gemahlin heimführe, muß ich nothwendig noch einige Proben von meiner Ritterschaft ablegen, und muß zeigen, daß ich auch des Schwertschlags werth war. Du sollst meine Dame sein, und ich will heute noch mit dem Speer für dich auf Abenteuer ausziehen."

„So ziehe denn hin," sprach hierauf Rimnilde, „Gottes Segen sei mit dir. Zum Andenken an mich nimm diesen Ring hier; er besitzt die Kraft, alles Böse von dir abzuhalten, und wenn du ihn am Finger trägst, kannst du nie geschlagen werden, weder durch Verrath, noch im offenen Kampfe." Freudig bewegt nahm Horn den Ring und steckte ihn an seinen Finger, worauf er sich von ihr verabschiedete. Sie schloß ihr Zimmer hinter ihm zu und weinte bitterlich."

Während nun die andern jungen Ritter zu dem Festmahl gingen, begab sich Horn in einer prächtig glänzenden Rüstung in den Stall, führte sein Schwarzroß heraus, schwang sich darauf und jagte im sausenden Galopp zum

Burgthor hinaus. Und wie er so dahinflog, war er so freudig bewegt, daß er zu singen anfing. Nachdem er ungefähr ein paar Meilen geritten war, sah er plötzlich in einer Meeresbucht ein heidnisches Schiff liegen; er ritt sogleich darauf zu und fragte Einen von den Schiffsleuten, was sie denn eigentlich da in dem christlichen Lande wollten?" Dieser aber antwortete ganz keck: „Ei, was werden wir anders wollen, als dies Land erobern und euch Christenhunde sammt und sonders todtschlagen? So wie wir es einst dem König Alofo auch gethan haben, dessen Sohn nun Knecht ist an einem fremden Hofe." „Das sollst du mir bezahlen!" schrie Horn und zog sein Schwert und ehe sich's der heidnische Prahler versah, hatt' er ihm schon das Haupt zu Füßen gelegt.

Das Andenken an seine armen Eltern spornte ihn nun an, noch heftiger auf die Heiden einzudringen, und in kurzer Zeit lagen sie sämmtlich links und rechts todt am Boden, ohne daß er selbst den geringsten Schaden dabei nahm. Sobald er den letzten davon niedergehauen, machte er sich wieder auf den Heimweg, den Kopf des Anführers nahm er mit sich. Daheim wieder angelangt, begab er sich sogleich zum König, brachte ihm den Kopf und sagte: „Als ich heute ausritt, stieß ich ein paar Meilen von hier auf ein heidnisches Schiff; die heidnischen Schufte hatten es auf dich und dein Reich abgesehen; als ich das merkte, war ich nicht faul, sondern zog mein Schwert und hieb sie sammt und sonders nieder. Das Haupt ihres Anführers habe ich dir zum Beweis meiner ersten That als Ritter mitgebracht. Die übrigen Todten, wofern du sie noch sehen willst, liegen

draußen am Meergestad.“ — Der König war hocherfreut über diese Tapferkeit und konnte dem Horn nicht genug danken, daß er die große Gefahr von ihm abgewandt, und auch Rimnilde war glückselig, als sie ihn unversehrt wieder sah.

Am darauffolgenden Tage ritt der König in aller Frühe mit großem Gefolge auf die Jagd, Horn ritt jedoch nicht mit. Diese Gelegenheit benutzte Figold, um ihn bei dem Könige zu verläumden, und da er neben ihm herritt, fing er auf einmal an und sagte einschmeichelnd: „Wenn mir mein König ein geneigtes Ohr schenken wollte, so möchte ich ihm gern eine wichtige Mittheilung machen.“ — „Rede,“ sprach der König, und Figold sagte: „Es ist meine Pflicht und Schuldigkeit, daß ich dich vor Horn warne; denn er sinnt auf dein und deines Kindes Verderben, und ich bin gewiß, daß er gerade jetzt bei deiner Tochter ist.“ Als der König das vernahm, gerieth er in großen Zorn und befahl sogleich umzukehren; und als er Horn bei seiner Heimkehr wirklich bei Rimnilden fand, schrie er: „Du frecher Findling du! Wie kannst du dich unterstehen, die Gemächer meiner Tochter zu betreten? Ist das der Lohn für all die Wohlthaten, die ich dir so ohne Unterlaß angedeihen ließ, daß du nun zum Verräther an mir wirst? Verlasse auf der Stelle mein Haus und mein Land, und laß dich, wenn du nicht des jähen Todes sein willst, nie mehr hier blicken!“ Ohne ein Wort zu erwidern, begab sich Horn auf seine Kammer und rüstete Alles zur Abreise; hierauf ging er noch einmal zu Rimnilden, um Abschied von ihr zu nehmen. „Rimnilde,“ sagte er zu ihr, „ich muß dich jetzt verlassen

und in fremde Länder ziehen. — Sieben Jahre werde ich außer Landes bleiben; ist aber das siebente um, und ich bin nicht zurück und habe dir auch keinen Boten gesandt, so bitt' ich dich, nicht länger auf mich zu warten, denn dann bist du frei, und kannst dir einen andern Mann nehmen." — Hierauf sagte Rimnilde: „Sei versichert, mein süßer Horn, daß ich dir treu bleiben werde, und zum Andenken an mich nimm noch diesen Ring und trag ihn mit dem andern, den du schon von mir hast. Der Ring hier hat, wie du siehst, zwei Steine; der eine davon ist weiß, der andere roth. Betrachte diese Steine ja recht oft, denn sie werden dir auf der Stelle meinen Tod oder meine Untreue anzeigen, und zwar auf folgende Art: Wenn der weiße roth wird, so bin ich dir untreu geworden, wird aber der rothe weiß, so ist dies ein Zeichen, daß ich todt bin." — „Auch ich," sagte Horn hierauf, „werde dir, meine geliebte Braut, treu bleiben bis in den Tod. Drunten im Garten ist, wie du weißt, ein klarer See; zu diesem lenke täglich deine Schritte und schaue nach, ob du nicht meinen Schatten darin siehst; — erblickst du ihn, so ist dies ein Zeichen, daß ich dir untreu geworden bin, bleibt aber das Wasser hell und klar, so wisse, daß ich dich noch unveränderlich liebe und daß mein Muth sich nicht verringert hat." Hierauf umarmten sie sich noch einmal und nahmen dann, bitterlich weinend, Abschied von einander. Als Horn Rimnilden verlassen hatte, warf sie sich laut schluchzend auf das Bett hin und überließ sich ganz ihrem Schmerze. Horn begab sich sogleich in den Stall, zog sein Pferd heraus, schwang sich darauf und ritt an den Strand hinab, miethete sich ein

Schiff, ließ es ohne Verzug mit Proviant und allem Nöthigen versehen, und verließ noch an demselben Tag Westerland, wo er so manchen schönen Tag gesehen. Er segelte auf's Gradewohl dahin; es war ihm gleichviel, wohin ihn der Wind trug. So kam er denn eines Tages an eine Küste; er legte an und stieg ans Land, und wie er so dahinschritt, begegneten ihm auf einmal zwei Königssöhne; sie schienen Gefallen an ihm zu finden, denn sie luden ihn ein, mit zu ihrem Vater zu kommen. Als sie mit ihm in die Halle traten, sagten sie, nachdem sie ihrem Vater den Gruß geboten: „Den Helden da haben wir am Meeresstrand gefunden, er sieht so ehrlich und rechtschaffen aus, daß du ihm ohne Gefahr trauen kannst." — Horn hatte sich gleich beim Eintritt in den Saal vor König Thurston, auch der Gute genannt, auf ein Knie niedergelassen und ihm seinen Gruß geboten. König Thurston, dem Horn auch sehr wohl gefiel, hieß ihn herzlich willkommen, und konnte seine Schönheit nicht genug bewundern. Als er ihn nach seinem Namen fragte, sagte er: „Ich heiße Gutmuth." Horn blieb nun an Thurstons Hofe, und verlebte glückliche Tage daselbst.

So kam Weihnachten heran, da gab der König ein großes Fest. Wie nun Alles fröhlich bei der Tafel saß, trat plötzlich ein Page in den Saal, eilte zu dem König und sagte: „Herr, es sind noch ungeladene Gäste gekommen. Fünf Heidenkönige sind nämlich in das Land gekommen, und einer von ihnen will gegen drei Ritter kämpfen. Das Gefecht soll morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, draußen vor der Stadt auf einer großen Wiese stattfinden." Das

ist eine schlimme Christbescherung, die du mir da bringst," sagte der König; „die frechen Heiden fordern einen unverschämten Zoll und ich weiß wirklich nicht, wie ich denselben entrichten soll." — Da erhob sich Horn und sprach gar stolz und kühn: „Die Heiden wollen sich Einer gegen Drei stellen. Wir Christen dürfen daher nicht hinter ihnen zurückbleiben; ich stelle mich allen Fünfen und bin gewiß, daß ich siegen werde." Wie staunten jetzt nicht der König und seine Gäste über einen solchen Muth!

Am andern Tage, als kaum der Morgen graute, ritt Horn schon, in Begleitung des Königs und seiner Söhne, zum Kampfplatz hinaus, wo die Heiden bereits ihrer Ankunft harrten. Der eine davon war ein gewaltiger Riese, was aber unsern guten Horn keineswegs erschreckte; er eilte sogleich auf ihn zu und bot ihm mit einem derben Klingenschlag einen guten Morgen; der Schlag war so gewaltig gewesen, daß der Riese sogleich halb todt davon zu Boden sank. Als die andern ihren Anführer fallen sahen, ergriffen sie eiligst die Flucht. Doch Horn holte sie schnell ein, und ehe sie sich's versahen, lag noch einer durchbohrt am Boden. Nun flüchteten sich die andern drei, so schnell sie nur konnten, auf ihre Schiffe; allein Horn verfolgte sie bis dahin, und es entspann sich ein harter Kampf, bei welchem Thurstons Söhne, die ihm gefolgt waren, fielen. Als der gute Horn sie fallen sah, gerieth er erst recht im Zorn, und drang mit einer solchen Wuth auf die Heiden ein, daß sie in wenig Stunden schon bis auf den letzten Mann todt am Boden lagen. So rächte er König Thurstons Söhne.

Als man dem König seine beiden Söhne erschlagen daher brachte, überkam ihn ein großer Schmerz, ja das ganze Land gerieth dadurch in Trauer und Aufregung. Einige Tage später wurden sie mit großer Pracht in einer der Kirchen, worin sich die herrliche königliche Gruft befand, beigesetzt.

Sobald die Trauerzeit vorüber war, versammelte der König eines Tages die Besten seines Reiches um sich, denn er wollte Horn öffentlich für seine Tapferkeit belohnen. Sobald Alles zugegen war, sprach er zu ihm: „Gutmuth, wenn du nicht gewesen wärest, wären wir jetzt gewiß alle, wie wir hier sind, entweder todt oder gefangen. Ich ernenne dich daher zu meinem einstigen Erben und Schwiegersohn; denn ich habe noch eine sehr schöne Tochter, die Schwanhilde heißt. Diese will ich dir zur Frau geben, und dazu mein Königreich." Horn war hocherfreut über die hohe Ehre, die ihm der König zugedacht hatte, doch nahm er das Anerbieten weder an, noch schlug er es aus.

Volle sechs Jahre hatte er bereits an Thurstons Hof zugebracht, und als endlich das siebente kam, fiel es ihm gar nicht ein, einen Boten an Rimnilden abzusenden, und weder sie noch sonst Jemand wußte, was er in Bezug auf sie im Sinn hatte. Das machte der guten Prinzessin schwere Sorgen, um so mehr, da ein fremder König bei ihrem Vater bereits mehrmals um ihre Hand angehalten hatte. Da der Freier dem Vater sehr gefiel, hatte sie nur mit großer Mühe eine kurze Bedenkzeit erhalten können. So standen die Sachen an König Eilmers Hof, als Horn eines Morgens in den Wald hinausritt. Da sah er plötzlich

an einem Kreuzweg einen Boten stehen, und da ihm dieser unschlüssig schien, welchen Weg er einschlagen sollte, trat er auf ihn zu und fragte ihn, wohin er wolle und was er suche. „Das sollst du sogleich erfahren," antwortete ihm der Bote. „Ich komme aus Westerland. Die Prinzessin Rimnilde hat mich hieher geschickt, den Ritter Horn aufzusuchen, um zu erfahren, ob er ihr denn noch treu geblieben ist, denn die Ungewißheit darüber macht ihr große Pein und Sorgen, um so mehr, da sie diesen Sonntag schon einem fremden Könige vermählt werden soll." Als Horn das vernahm, ward ihm so wehe ums Herz, daß ihm die Thränen in die Augen traten; er betrachtete den Ring, den ihm Rimnilde beim Abschiede gegeben hatte; da sah denn der blasse Stein zwar nicht roth, dagegen schien es ihm aber, als wenn der rothe, der ihm ihren Tod anzeigen sollte, blaß geworden wäre. „Ach, Rimnilde," murmelte er still vor sich hin, „du bist wohl oftmals an den See gegangen und hast vergebens nach meinem Schatten geschaut, hast aber immer nichts, als dein eigenes liebes Bild darin erblickt. Den Schatten sollst du aber auch niemals sehen. Ich selbst will kommen und dir den lästigen Freier vom Hals schaffen." — Hierauf sagte er zu dem Boten: „Heil dir und deiner Botschaft! Der, den du suchest, steht vor dir. Kehre sogleich um, und sage deiner Herrin, daß sie nun nicht mehr trauern, sondern fröhlich und guter Dinge sein soll; — denn ich werde bis Sonntag, bevor noch zur Kirche geläutet wird, bei ihr sein."

Seit Rimnilde den Boten an Horn abgesandt hatte, ging sie täglich ans Gestade des Meeres hinaus, um nach-

zusehen, ob Horn noch nicht komme. Wie groß war aber ihr Schrecken, als sie eines Morgens statt seiner den Leichnam ihres ertrunkenen Boten im Ufersand liegen fand.

Horn war, sobald er den Boten abgefertigt hatte, in die Stadt zurückgeritten, und hatte sich sogleich zu König Thurston begeben, und hatte ihm die ganze Geschichte mitgetheilt, und zu ihm gesagt: „Du wirst wohl einsehen, daß ich unter diesen Umständen deine Tochter nicht heirathen kann; doch will ich ihr einen andern Mann geben, und zwar den treuesten Ritter, den es gibt. Hilf mir nun Rimnilden gewinnen; denn das ist der beste Lohn, den du mir für die dir erwiesenen Dienste geben kannst, und ich werde dir obendrein noch Zeit meines Lebens dankbar dafür sein." „Mein Sohn," sprach der König, „thue, was dir das Beste scheint. All meine Ritter stehen dir zu Gebot." — Und wenige Tage später stach Horn, von dem Segen Thurstons und von Tausenden von Helden begleitet, in die See, und steuerte gegen Westerland zu, welches sie schon nach wenigen Tagen glücklich erreichten. Einige Meilen von König Eilmers Hauptstadt entfernt landeten sie. Horn ließ die Ritter sämmtlich auf dem Schiff zurück und machte sich allein auf den Weg nach dem Schlosse. Im Wald begegnete ihm ein Pilger. Diesen grüßte er freundlich und sagte zu ihm: „Guter Pilgersmann, wollt ihr mir nicht sagen, woher Ihr kommt?" — „O, warum denn nicht," antwortete dieser, „ich komme aus der Stadt von einer Hochzeit; es ist mir jedoch leid, daß ich dort gewesen bin; denn die Braut war nichts weniger als fröhlich, im Gegentheil, sie weinte beständig. Im Vertrauen sagte sie mir, daß der, den sie sich selbst

zum Mann erkoren habe, ausser Landes sei, und daß sie nun gezwungen worden sei, einem andern ihre Hand zu reichen. Ich konnte diesen Jammer nicht länger mit ansehen, und bin gegangen, ehe noch das Fest zu Ende war; ja, das ist meiner Seel' eine traurige Hochzeit." — Horn überlief es eiskalt bei dieser Nachricht und wehklagend rief er aus: „Gott im Himmel, steh mir bei! Das sind traurige Nachrichten, die ich da vernehme." — Hierauf sagte er zu dem Pilger: „Guter Mann, wenn du mir einen Gefallen erweisen willst, so laß uns die Kleider tauschen; gib du mir deine Kutte, gib mir Kappe und Stab, und ich gebe dir dafür diesen meinen kostbaren Mantel, denn ich muß um jeden Preis zu dem Hochzeitfest; doch darf mich Niemand erkennen, denn ich muß ihnen zu dem Brautgelag Eins einschenken, daß sie des Horns gedenken sollen, indem es ihnen gereicht wird." — Der Pilger willigte in seine Bitte, und sie tauschten sofort die Kleider mit einander, und nachdem er sich auch sein Gesicht noch geschwärzt hatte, drückte er die Kappe recht tief in die Stirne, nahm den Stab in die Hand, und eilte auf das Schloß zu. Als er aber das Thor passiren wollte, wies ihn der Pförtner ab. Horn war jedoch nicht der Mann, der sich mit kurzen Worten abspeisen ließ, sondern er nahm den Pförtner und warf ihn ohne weiteres über die Zugbrücke in den Graben hinab, der das Schloß umgab; und es war noch ein Glück, daß er sich dabei nicht die Rippen brach. Hierauf ging Horn ungehindert in das Schloß hinein und begab sich in den Festsaal. Dort setzte er sich ganz hinten hin auf die Bettlerbank und musterte die Gäste, bis er Rimnilden erblickte,

die ganz schweigsam und betrübt zwischen den beiden Königen, nämlich König Eilmer und dem verhaßten Bräutigam, saß. Bald nach seiner Ankunft erhob sie sich jedoch und schenkte den Gästen Wein und Meth ein. Endlich näherte sie sich auch, mit einem goldenen Becher in der Hand, dem Bettlertische. Da faßte sich Horn ein Herz und rief ihr mit verstellter Stimme zu: „Wenn du Gottes Gnade verdienen willst, schöne Königin, so wende dich auch hieher, denn die Bettler kommen zuerst.“ (Denn in uralter Zeit hatten an einigen Höfen, bei besonders hohen Festen, Leute aller Stände, bis auf den Bettler herab, freien Zutritt. Letztere saßen an einem eigenen Tisch und wurden von den Festgebern selbst bedient.) Als Rimnilde des Pilgers Worte hörte, stellte sie den Becher sogleich hin, und schenkte ihm, da sie ihn für einen starken Trinker hielt, Bier in einen steinernen Krug ein, und als sie ihm denselben reichte, sprach sie: „Da nimm und leere den Krug auf einen Zug! Ich habe fürwahr noch niemals einen so kühnen Bettelmann, wie du bist, in meinem Haus gesehen!“ — Horn nahm den Krug, trank jedoch nicht, sondern reichte ihn seinen Tischgenossen und zu Rimnilden sagte er: „Schöne Königin, ich trinke kein Bier und am allerwenigsten aus einem Krug; ich trinke nur Wein, und zwar nur aus einem goldenen Becher. Fülle mir also den Becher, den du da in der Hand hältst, mit köstlichem Rebensaft, und ich werde dir danken dafür. Du hältst mich wahrscheinlich für einen Bettler; das bin ich nicht, sondern ein Fischer, und bin nach Westerland gekommen, um meinen Fang zu holen; denn mein Netz hab' ich vor ungefähr sieben Jahren in einer schönen

Hand zurückgelassen, und ich will nun nachsehen, was sie indessen für einen Fang für mich gemacht hat." „Gehe, Schelm," sagte hierauf Rimnilde, indem sie ihm den Becher füllte, „du bist weder ein Bettler, noch ein Fischer; trinke und sage mir dann, wer du bist." — Als Horn den Becher austrank, ließ er etwas hineinfallen und sagte: „schau nach, schöne Königin, was du auf dem Grund des Bechers findest, und frage nicht weiter, wer ich bin." — Rimnilde nahm den Becher, und zog sich ohne Verzug mit ihren Frauen in ihre Gemächer zurück; doch, o Schrecken, was fand sie in demselben? Horns Ring, den sie ihm beim Abschied gegeben hatte; sie ließ die Hände sinken und rief wehklagend aus: „nun ist es klar, daß Horn todt ist." — „Geh," sagte sie hierauf zu einer ihrer Frauen, „in den Saal zurück und hole mir den Pilger herauf." Und wenige Minuten später stand Horn vor Rimnilden und diese sprach zu ihm: „Sage mir doch, du treuer Pilger du, wo du den Ring da her hast?" — „Den Ring," antwortete der Pilger, „habe ich im Wald von dem Finger eines Mannes genommen, der bereits im Sterben lag; ich hörte ihn laut klagen, daß er den Ring nun nicht mehr tragen dürfe, weil die, die ihm denselben einst gegeben, sich einem Andern vermählt habe." — Dabei drückte er sich die Kappe noch tiefer ins Gesicht, um ihr die Thränen zu verbergen, die ihm in die Augen traten. Als Rimnilde das vernahm, gerieth sie ausser sich vor Schmerz, und rief, indem sie sich vor die Brust schlug, wehklagend aus: „Brich, mein Herz, denn Horn, der dir so theuer war und der dir so viel Pein gemacht hat, ist nicht mehr." Und sie warf sich jammernd auf ihr Lager

hin. Dann sprang sie plötzlich wieder auf, griff in ihrer Verzweiflung nach einem Messer und wollte es sich in den Busen stoßen. Da schrieen ihre Frauen laut auf. Horn riß es ihr aus der Hand, nahm sie in seine Arme, und rief: „Sei ruhig, meine Geliebte, denn dein Horn steht vor dir." Hierauf ließ er die Kutte fallen, reinigte sich das Gesicht und stand nun wieder in seiner ganzen leuchtenden Schönheit vor ihr, und bat sie um Verzeihung für den Schmerz, den er ihr verursacht hatte. Niemand verzieh ihm natürlich bereitwilliger als Rimnilde; nachdem sich ihr Horn zu erkennen gegeben hatte, war auf einmal all' ihr Schmerz verschwunden. Sie sah ihm in die Augen und sagte: „Ja, du bist es, du bist mein Horn, für den ich soviel gelitten habe; zwar sollte ich dir zürnen ob des Streichs, den du mir da noch zu guter Letzt gemacht hast; aber ich will großmüthig sein und vergebe dir." Da schloß sie Horn nochmals in seine Arme und sagte: „wirf nun allen Schmerz und jede Trauer von dir und hoffe mit mir, daß noch Alles gut werden wird. Doch nun leb wohl und laß mich an die Arbeit gehen, denn es ist noch ein ziemlich hartes Stück, was ich zu verrichten habe; sobald es geschehen ist, bin ich wieder bei dir, und keine Macht der Erde soll uns dann mehr trennen." Hierauf wand er sich aus ihren Armen los und verließ festen Schrittes das Gemach, und schritt ungeschwärzt und ohne Verkleidung zum Schloßthor hinaus und ging zu seinem Schiff zurück. Bald nachdem er wieder fort war, stieg Rimnilde auf die Zinnen des Schlosses hinauf. Dort traf sie Athulf, der gar traurig und trübselig seine Blicke auf das Meer hinaus richtete; sie

legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Athulf, freue dich mit mir, denn Horn ist zurückgekommen.“ „Ach,“ sagte Athulf überrascht, „wenn das wahr wäre! doch es ist ja gar nicht möglich; wie sollte er denn ins Land gekommen sein? Ich sah ihn nicht; stehe ich doch Tag und Nacht hier und spähe rings umher und ich halte Horn für todt, ehe ich glaube, daß er hier ist.“ — „Ungläubiger,“ sprach hierauf Rimnilde, „gehe und suche ihn auf, zwei Meilen vor der Stadt wirst du ihn auf seinem Schiffe finden.“ Das ließ sich Athulf natürlich nicht zweimal sagen; hastig flog er die Treppe hinab, und nach Verlauf von zehn Minuten sah sie ihn in rasendem Galopp zum Thor hinaus jagen.

Noch an demselben Abende sah man eine Schaar von Bewaffneten auf das Schloß zureiten; ihr voran ritt Horn mit Athulf. Als er Rimnilden auf der Zinne erblickte, winkte er ihr mit dem Schilde zu und sagte zu seinen Rittern so laut, daß sie es hören mußte: „Nun kommt, ihr edlen Helden, und helft mir meine Braut gewinnen!“ Da stürzten sie gegen die Thore des Schlosses los und führten so kräftige Schläge dagegen, daß das Gebäude in seinen Grundvesten davon erdröhnte, und schon nach kurzer Zeit hatten sie sich Bahn hinein gebrochen. Hierauf stürmten sie ohne Weiteres in den Saal, worin die Hochzeitsgäste versammelt waren, und es begann nun ein Hochzeitstanz, wie sich ihn Keiner wünschen soll; der beste Tänzer darunter war Horn; er tanzte mit seinem blanken Stahl im Saal herum, daß die Gäste links und rechts, von seinen tödtlichen Streichen getroffen, todt zu Boden stürzten. So bahnte er

sich den Weg zu den zwei Königen, die am obersten Ende der langen Tafel saßen. Doch als König Eilmer, Rimnildens Vater, auf ihn zutrat, schob er ihn sanft bei Seite, und näherte sich dem königlichen Bräutigam, und als dieser ihn zornig fragte, was er von ihm wolle, schrie er ihm zu: „Deine Braut will ich; und wenn du sie mir nicht gutwillig überläßt, so geht es dir auch noch ans Leben.“ — „Ei,“ antwortete der Bräutigam, „letzteres laß ich unlieber, als die Braut; doch hab' ich mir vorgenommen, auch die nicht zu lassen, bis ich nicht in lauter Stücke gehauen bin.“ „Nun wohl, junger König,“ antwortete ihm Horn, „so mußt du mit mir um den Hochzeitskranz der Braut tanzen; aber das sage ich dir, wenn du jetzt deine Braut verlierst, so wirst du schwerlich mehr einmal um eine andere freien.“ — Doch der König zog sein Schwert und es begann nun ein harter Kampf zwischen den Beiden. Der König hielt sich sehr tapfer, und der Sieg blieb lange unentschieden; endlich fiel er denn doch zu Gunsten Horns aus; dieser schlug nämlich dem König plötzlich mit einem einzigen Schlag den Kopf ab. Sobald der König gefallen war, gebot Horn seinen Leuten, mit dem Gemetzel innezuhalten; ferner befahl er, die Todten hinauszubringen und wieder Frieden und Ordnung zu machen. Sobald das geschehen war, bat Horn den König und sämmtliche Anwesenden, ihm ein geneigtes Ohr zu schenken. Sogleich trat ein tiefes Stillschweigen ein und Horn sprach: „Vernimm nunmehr, o König Eilmer, wer ich bin. Ich bin in Südland geboren und der Sohn von König Alofo, der einst von den Heiden erschlagen worden ist; ich ward damals, wie du schon weißt, mit meinen zwölf Gespielen

auf ein steuerloses Schiff ausgesetzt und der wilden See preisgegeben; das Schiff war erbarmungsvoller gegen uns als die Menschen; es trug uns an die Küste deines Landes; du nahmst uns freundlich auf und ließest uns erziehen, wofür ich dir Zeitlebens dankbar bin; als wir groß geworden waren, schlugst du uns zu Rittern, und ich glaube dir Beweise davon gegeben zu haben, daß du an mir keinem Unwürdigen den Ritterschlag gegeben hast. Später triebst du mich aus dem Land und nanntest mich einen Verräther, was ich, weiß Gott, nicht war. Bald hättest du dadurch nicht allein mich, sondern auch dein eigenes Kind getödtet. Denn wenn Rimnilde die Gemahlin dieses fremden Königs hätte werden müssen, so wären wir gewiß vor Gram um einander gestorben. Wisse nämlich, daß Rimnilde schon fast seit acht Jahren meine heimlich verlobte Braut ist. Und nun, o König, bin ich, der rechtmäßige König von Südland, gekommen, um öffentlich bei dir um ihre Hand anzuhalten, und ich hoffe, daß du sie mir nun nicht mehr verweigern wirst. Ich will sie jedoch nicht sogleich mit mir nehmen, denn ich habe gelobt, sie nicht eher heimzuführen, als bis ich mir den Thron meiner Väter wieder gewonnen habe. Aber," — brach er plötzlich ab, „wo ist sie denn, die schönste aller Frauen?" — In demselben Augenblick wurden die Saalthüren weit aufgerissen, und Rimnilde schritt, von Schönheit und Anmuth strahlend, in den Saal herein. Horn eilte ihr entgegen und führte sie zu ihrem Vater, der Beiden die Hand segnend auf das Haupt legte. Dann sagte er scherzend: „Es ist wahr, daß ich einst im Zorn den jungen Herrn Horn gescholten habe, aber niemals den König

Horn; wie wäre es auch möglich gewesen, da ich ihn heute zum erstenmal sehe? — Auch ist es mir niemals in den Sinn gekommen, einem Könige meine Tochter zu verweigern." — Nun traten die Anwesenden auf das schöne Brautpaar zu und brachten ihm ihre Glückwünsche dar. Auch Athelbrus, der gute Lehrer Horns, kam herbei und brachte ihm auf den Knieen seine Huldigung dar; dieser hob ihn jedoch auf, schloß ihn in seine Arme und sagte: „Nicht so, mein Vater! Verdanke ich dir nicht Alles, was ich vermag, und warst du es nicht, der den ersten Stein zu meinem Glück dadurch gelegt hat, daß er mich mit Rimnilde zusammenführte? O Dank, tausend Dank für allen Fleiß, den du auf mich verwendet hast." — Auch seine zwölf Gespielen kamen herbei, ihn zu begrüßen; er war hocherfreut, sie allzumal gesund wiederzusehen; am meisten freute er sich jedoch über Athulf, der doch der treueste von allen war. Horn sprach zu ihm: „Athulf, du treuer Freund! weil du mir bei meiner Brautwerbung so tapfer beigestanden bist, will ich dir, sobald wir Südland wieder in unserer Gewalt haben, zur Belohnung eine Braut geben, die der meinigen an Schönheit nichts nachgeben soll."

Zwei Tage später nahm Horn Abschied von Rimnilden, und zog mit seinen Rittern gegen Südland; Figold war jedoch nicht dabei. Der Wind war günstig und das Schiff durchschnitt in raschem Flug die Wogen, und sie kamen bereits nach sechs Tagen an ihrem Bestimmungsorte an. Es war Mitternacht, als Horn mit Athulf ans Land stieg, und gegen seine Vaterstadt zuschritt. Am Thor fanden sie einen schlafenden Ritter; es war ein schon ziemlich alter Mann,

der in seinem Schild im schwarzen Feld ein goldenes Kreuz führte. Horn rief dem schlafenden Ritter mit lauter Stimme zu: „Wach auf, guter Mann, und sag' uns, was du hier thust und ob du ein Christ oder ein Heide bist? Bist du das letztere, so bereite dich zum Tode." Der Ritter sprang erschrocken auf, griff nach seinen Waffen und sagte: „Ihr Herrn, ich bin ein Christ, und diene gegen meinen Willen den Heiden; ich muß hier das Thor hüten, damit der schöne Horn nicht so ohne Weiters in die Stadt eindringen kann, und es wundert mich überhaupt sehr, daß er nicht schon längst gekommen ist, sein Erbe aus den Händen der Heiden zu befreien. Die Heiden haben ihn einst, als sie das Land eroberten, mit noch zwölf andern Kindern dem Meere preisgegeben; mein einziger Sohn Athulf war auch dabei; ich möchte wohl wissen, ob er denn noch lebt? Ach, wenn ich diese zwei noch einmal sehen könnte, den Horn und meinen Athulf, dann thäte ich gern und ohne allen Groll sterben." Als Horn den alten Mann so reden hörte, sagte er zu ihm: „Nun, so freue dich denn, mein Freund, denn Athulf und Horn stehen vor dir!" — „Willkommen, willkommen!" rief der Alte, außer sich vor Freude, und schloß die beiden Wiedergefundenen zu wiederholtenmalen in seine Arme. Sie konnten den Zufall nicht genug preisen, der sie so unerwartet zusammengeführt hatte. Sobald der erste Freudensturm vorüber war, sagte Athulfs Vater: „nun sagt mir aber auch, wo eure Streitgenossen sind?" — Nachdem sie ihn bedeutet hatten, daß dieselben auf dem Schiff zurückgeblieben seien, sagte er: „Deine Mutter, mein bester Horn, lebt auch noch, und würde gewiß vor Freude vergehen, wenn sie wüßte, daß du noch lebst und hier bist."

„Ich freue mich," sprach Horn, „zu hören, daß sie noch lebt, doch will ich sie nicht wieder sehen, bis ich das Land zurückerobert habe. Nun ist es aber Zeit, daß wir uns an die Arbeit machen." Hierauf stieß er ins Horn, und in einem Nu sah man Tausende von erzgewappneten Rittern auf die Stadt zueilen. Es dämmerte noch, als sie ihren Einzug hielten. Wie erschracken die Heiden, als sie sich so plötzlich überfallen sahen! Es entspann sich ein hartnäckiger Kampf, der vom frühen Morgen bis spät in die Nacht dauerte, und der Sieg blieb lange unentschieden. Als jedoch Horn plötzlich den Heidenkönig erschlug, ergriffen die Wenigen, die sich bis jetzt noch standhaft gehalten hatten, in wilder Eile die Flucht.

Am nächsten Morgen zog Horn, mit allen Zeichen der königlichen Macht angethan unter ungeheuerm Volksandrang in die Kirche, wo man Gott zu Ehren eine feierliche Dankmesse für die glückliche Befreiung des Landes von den Heiden sang. Auch Horn brachte Gott mit dem Volke sein Dankgebet dar. Nach dem Gottesdienst begab er sich sogleich in die Höhle, wo seine arme Mutter noch immer wohnte. Als sie ihren Sohn unter so glücklichen Umständen wiedererblickte, weinte sie laut auf vor Freuden. Auch Horn warf sich zu wiederholtenmalen in ihre Arme und weinte mit ihr. Hierauf setzte er ihr eine Königskrone auf das Haupt, ließ ihr prächtige Kleider reichen und führte sie im Triumphe wieder in seine königliche Hofburg ein. Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war, sagte er zu ihr: „Du hast zwar deinen Sohn wieder, worüber du sehr glücklich zu

sein scheinst. Doch soll dein Glück nun in Kürze noch durch eine Tochter vermehrt werden, die dir gewiß gefallen wird."

Doch nun laßt uns hören, wie es Rimnilden indessen ergangen ist. Figold hatte sich, sobald Horn fort war, durch allerlei List und Betrug eine große Schaar von Handwerksleuten, Maurern, Zimmerleuten ꝛc. ꝛc. zu werben gewußt, von denen er sich einen starken Thurm ins Meer hinein bauen ließ, an dem weder Thüren noch Fenster zu sehen waren; nur obenher an seiner höchsten Spitze befand sich ein kleines Loch, durch das die Vögel ein= und ausflogen. Der Eingang befand sich unter dem Wasser, und man konnte nur zur Ebbezeit hinein. In der Nacht, wo der Thurm gerade fertig geworden war, hatte Horn einen sonderbaren Traum; er sah nämlich Rimnilden in einem Schiff sitzen und ins Meer hinaus fahren; das Schiff schlug plötzlich um und sie stürzte ins Wasser; sie suchte sich zwar durch Schwimmen zu retten, als sie jedoch dem Land näher kam, stand Figold plötzlich vor ihr, und setzte ihr die Spitze seines Schwertes auf die Brust. Darüber erwachte Horn und eine unerkärliche Angst bemächtigte sich seiner. Sobald der Tag angebrochen war, ließ er seinen treuen Athulf zu sich rufen und sprach zu ihm: „Laß sogleich ein Fahrzeug rüsten, denn wir müssen heute noch in die See stechen und nach Westland steuern. Es kommt mir vor, als drohte Rimnilden eine große Gefahr von Figold." — Athulf that, wie ihm befohlen ward, und noch am Abende desselben Tages nahm Horn Abschied von seiner Mutter, worauf er in die See stach und pfeilgeschwind dahin segelte. — Nun laßt

uns sehen, ob sein Traum wirklich von einer so schlimmen Vorbedeutung gewesen ist.

Sobald der Thurm im Meer fertig dastand, begab sich Figold zu König Eilmer und sprach zu ihm: „Mein Herr und König! Horn sendet dir seinen Gruß, und läßt dir sagen, daß er Südland wieder erobert und den Thron seiner Väter als König bestiegen hat, und läßt dich bitten, mir deine Tochter zu übergeben, auf daß ich sie unter sicherm Geleit zu ihm bringe.“ — König Eilmer, der bereits vergessen hatte, daß der arge Figold es war, der den ersten Verrath an Horn begangen, und der nichts Böses ahnte, war sogleich bereit, ihm die Tochter anzuvertrauen. Als dagegen Rimnilde vernahm, wer sie zu Horn bringen sollte, gerieth sie ausser sich vor Zorn und Herzeleid; denn sie haßte Figold gränzenlos, was sie ihm auch keineswegs verhehlte. „Warum ist Horn nicht selbst gekommen, mich zu holen?“ sagte sie voll Unmuth. „Und warum hat er gerade dich und nicht Athulf geschickt, da er doch weiß, daß ich den Weg nach Südland nicht kenne.“ — „Desto besser kenn' ich ihn,“ antwortete Figold mit höhnischem Lächeln, vor dem ihr erst recht angst und bang ward. Allein nichts destoweniger bestieg sie, wenn auch unter Thränen und Händeringen, mit ihm das Schiff, das sie zu ihrem geliebten Horn bringen sollte.

Als Horn nach Westland kam und den Thurm im Meer erblickte, rief er verwundert aus: „Was ist denn das? Den häßlichen Thurm habe ich ja noch gar nie gesehen! Ist er denn erst hergebaut worden? Ich möchte doch wissen, wer ihn daher gebaut hat.“ Er ahnte nicht, daß der Thurm

sein Liebstes auf Erden umschloß. Als er demselben näher kam, vernahm er ein leises Klagen und Jammern darin. Er kehrte sich jedoch nicht daran, sondern fuhr schnell vorbei. Als er aber die Zinnen des Königsschlosses in der Ferne glänzen sah, ward ihm auf einmal unsäglich wehe ums Herz, denn es kam ihm so öde und verlassen vor, er wußte selbst nicht warum. Doch als er an das Schloßthor kam, ward ihm das Räthsel gelöst; denn der Pförtner sagte ihm sogleich, daß Figold Rimnilden in seinem Namen bereits abgeholt habe. Als Horn das vernahm, ging er gar nicht ins Schloß hinein, sondern bestieg sogleich wieder sein Schiff und sagte zu Athulf: „Nun komm, Freund, und hilf mir die Braut suchen!“ Das Schiff stach wieder in die See und durchschnitt pfeilgeschwind die Wogen. Sie durchfuhren das Meer die Kreuz und Quer und irrten manche Tage und Nächte darauf herum; jedoch vergebens, und Horn sagte oft: „Die Perle, die wir suchen, ist gewiß ins Meer gefallen, und liegt nun versteinert auf dem Grund, oder ist von einem gierigen Meerungeheuer verschlungen worden.“ — — — Bis ihm endlich der Thurm einfiel, den er bei seiner Ankunft in Westerland gesehen. Nun ging ihm auf einmal ein Licht auf, und freudig bewegt rief er aus: „Ich habe den Ort gefunden, wo sie der elende Wicht verborgen hat! In dem Thurm, den wir bei unserer Ankunft im Meer gesehen haben, muß die holde Perle sammt dem schändlichen Ungeheuer sein: — auf, laßt uns dahin segeln und den Thurm durchsuchen!“

Dorten angelangt, sagte Horn zu seinen Begleitern: „Bleibet hier und verhaltet euch ruhig! Ich werde allein

zu dem Thurm hinfahren; daß Rimnilde darin ist, weiß ich nun gewiß, denn Gott selbst hat mir gesagt, wie ich diesen Kampf bestehen soll.“ Hierauf ließ er den Nachen losbinden, nahm eine Angel und sein Horn mit sich und fuhr so, halb als Fischer und halb als Jäger, hin zu dem verhängnißvollen Thurme. Dort stieß er ins Horn; da schwieg sogleich das Gebrause des Meeres und das Wasser blieb still stehen, und die größte Ruhe trat ringsum ein. Da fing er ein Lied auf seinem Horn zu blasen an, daß es zu Rimnilden in den Thurm hinein drang. Als diese seine Stimme vernahm, seufzte sie so laut auf, daß er es draußen hören konnte. Nun fing Horn noch einmal zu blasen an, und blies so wundervoll, daß zahllose Fische geschwommen kamen und sich an sein Schiff hindrängten, und in der Mauer des Thurms ward plötzlich ein Loch sichtbar, aus dem sich ein Kopf streckte. Als diesen Horn erblickte, warf er sogleich seine Angel nach ihm aus, und ehe er sichs versah, blieb der Fisch, den er gesucht, daran hängen. Als Horn ihn aus dem Wasser herauszog, sah er, daß es der böse Figold war, der an der Angel hing und gar gewaltig zappelte. Er nahm ihn und schleuderte ihn Athulf zu, der weit, weit von ihm entfernt auf dem Verdeck des Schiffes stand, und mit gespannter Erwartung die Fahrt seines Herrn verfolgte. Dieser fing ihn in seinen Armen auf und brachte ihn in sichern Gewahrsam. Nun fing Horn noch einmal zu blasen an und siehe, da lief die Fluth rings von dem Thurm ab und zeigte ihm den Eingang, und er konnte trockenen Fußes hineingehen. Bald darauf stieß er dreimal ins Horn, und zwar zum Zeichen, daß er nun auch Rimnilden gefunden habe, und führte sie

aus dem Thurme heraus. Sobald sie den Nachen bestiegen hatten, schlug das Wasser wieder hinter ihnen zusammen und stieg so hoch, daß es schon nach wenig Minuten hoch über dem Thurm stand und denselben vollständig begrub.

Als Horn mit Rimnilden sein Schiff erreichte, auf dem er Athulf mit seinen Getreuen zurückgelassen, ward er mit ungeheuerem Jubel begrüßt. „Unsere Fahrt ist nun zu Ende," sprach er zu den Seinigen, „kein Abenteuer ist mehr zu bestehen, und ich will dich daher, mein treuer Athulf, heute noch zu Schwanhilden, deiner versprochnen Braut, bringen, und wenn du willst, so wollen wir unsere Hochzeit an einem und demselben Tag feiern." Und zu Rimnilden sprach er: „Alles, was ich um dich, du theures Wesen, gelitten habe, kränkt mich nicht so sehr, wie Figolds Verrath. Durch seine Falschheit hat er die schöne Zahl meiner Gespielen zerrissen, und ich sehe es jetzt selbst ein, daß das Sprüchwort wahr ist, wo es heißt: es gibt kein Dutzend Freunde, wo nicht ein Schalk dabei wäre." — Hierauf wandte er sich zu der Schiffsmannschaft und sagte: „Bindet einen Kahn los und setzt den Schelm hinein, und gebt ihn so dem Meer wieder Preis, wie man es uns Kindern einst gethan hat. Der Kahn mag ihn hintragen, wohin er will. Unser Schiff wird ohne ihn jedenfalls leichter fahren und vor Ungemach bewahrt bleiben. Der Nachen möge ihn in ein Land tragen, wo es noch keine Verräther gibt."

So schloß der Sänger das Lied von Hornkind, dem schönen Königssohn.

[F. Rückert.]

Das Nothhemd.

Als einst ein mächtiger Herzog, der ein großer und tapferer Kriegsheld war, von seinem Könige den Befehl erhielt, sich zu einer großen Schlacht zu rüsten, die der Stadt Sola bevorstand, ließ er seine einzige Tochter zu sich rufen, und sprach zu ihr: „Ich muß in's Feld ziehen, meine gute Tochter, und da mir die Sterne dieses Mal nichts Gutes verkünden, so mußt du mir geschwind ein Nothhemd weben mit deinen zarten Jungfrauenhänden; ein Hemd, welches Stahl und Eisen trotzt.“ Darauf antwortete ihm seine Tochter: „Wie, mein lieber Vater, von der schwachen Hand eines Mägdleins forderst du dir ein Schlachtgewand? Du weißt doch, daß ich den harten Stahl nicht schmieden, sondern daß ich nur spinnen und weben kann.“ „Ja, spinnen mußt du mir eins,“ rief ihr Vater, „spinnen in dieser bevorstehenden heiligen Nacht; den Faden mußt du der Höll' und dem Satan weihen, und mir dann daraus ein langes, weites Hemd weben; und wenn du noch unschuldig und rein bist, so geb ich dir mein Wort, daß es mich vor jeder Gefahr schützt.“ — Die Tochter erbleichte bei dieser Forderung ihres Vaters und eilte, ohne mehr ein Wort darauf zu erwidern, in ihre Stube, schloß sich ein, und was sie darin gethan hat, weiß man nicht. In der Nacht saß sie jedoch im Frauensaal, und spann emsig beim Schein des Mondes; und als sie beim Glockenschlag der zwölften Stunde still vor sich hinsprach: „nun denn, drehe dich jetzt Spindel, im Namen der Höll'

und des Teufels!“ — Da drehte sie sich plötzlich in feurigen Kreisen, und im Nu war der Faden gesponnen. Sie nahm ihn herab, ließ ihn prüfend durch die Finger gleiten und fand, daß sie noch nie vorher einen feineren Faden gesponnen habe. Nun trat sie an den Webstuhl, und setzte ihn ebenfalls, wenn auch mit bebenden Händen, im Namen der Höll' und des Teufels in Bewegung; der rauschte und sauste mit wilder Hast, gerade als wenn Geister daran thätig wären, und ehe sie sichs versah, war das Hemd fertig. — Mit bangen Gefühlen nahm sie es vom Webstuhl herunter und brachte es ihrem Vater, der sehr zufrieden damit war. Als nun das Heer in die Schlacht zog, trug der Herzog eine gar eigene Tracht; denn in das Nothhemd waren allerlei schaurige Bilder und Zeichen eingewirkt, und er sah darin so fürchterlich aus, daß der Feind vor ihm die Flucht ergriff wie vor einem bösen Gespenste. Nur Wenige wagten es, mit ihm zu streiten, denn das beste Schwert zersprang an seinem Zauberhemd; der auf ihn abgeschossene Pfeil prallte ab und fuhr zum Schrecken des Schützen auf ihn selbst zurück. — Unter diesen Umständen war der Feind bald in die Flucht gesprengt und schon nahe daran, sich dem Sieger zu ergeben. Eines Tages jedoch, als der Herzog wieder auf dem Schlachtfeld wüthete, kam ein kecker Jüngling hingesprengt zu ihm und rief ihm zu: „Halt ein, du Würger! Mich schreckst du nicht! Vor mir schützt dich nun keine Höllenmacht mehr; dein Werk ist todt, und dein Zauber nichts mehr als ein bloßer Duft.“ —

Ueber diese kecke Anrede gerieth der Herzog in eine nicht geringe Wuth, und rief: „Wohlan, du kecker Jüng-

ling! Komm und wag's mit mir!" Dieser war bereit dazu, und alsbald ging es an ein furchtbares Ringen und Kämpfen. Einer kämpfte so tapfer, wie der Andere, und der Sieg war bald auf Seiten des Einen, bald auf der des Andern. Des Herzogs Hemd triefte bald von rothem Blut, doch wankte er nicht von der Stelle, sondern stürzte sich nur noch grimmiger auf seinen Gegner, der ihm indeß jeden Streich schrecklich zurückgab. So kämpften sie wie zwei grimmige Löwen mit einander, bis endlich Beide fielen, und im Fall noch fluchte Einer dem Andern. Indessen stand des Herzogs Tochter auf den Zinnen des Schlosses und schaute mit klopfendem Herzen dem Ausgang des Kampfes zu. Als sie den Vater fallen sah, stieg sie jammernd und wehklagend herunter und eilte hastigen Schrittes auf den Kampfplatz und rief, während sie sich mit Gewalt Bahn durch die Reihen der Krieger brach: „O sagt mir, wo denn der herzogliche Kriegesheld, mein tapferer Vater, liegt?" — Man zeigte ihr die beiden bis zum Tode verwundeten Kämpfer. Da erhob sie ein wildes Klaggeschrei. Ihr Vater erkannte noch im letzten Todeskampf ihre Stimme und sprach: „O bist du es, meine Tochter? Du Unglückselige? Was hast du mir für ein trügerisches Kleid gesponnen? Hast du denn die Höll' und den Teufel nicht dazu gerufen?"

Darauf versetzte die Tochter unter Thränen: „Höll' und Teufel hab' ich wohl dazu gerufen, auch mein Herz, Gott weiß es, war noch rein; allein der dich erschlagen hat, der war mein heimlicher Geliebter, und ihm hab' ich dein Geheimniß verrathen. Auch er war allem Anschein nach ein Diener des Bösen, und zwar noch ein treuerer als du selbst

denn sonst hätten ihm die bösen Geister keine Gewalt über dich gegeben. — So spann ich selbst, o weh mir, wehe! dir dein Todtenhemd."

Der Herzog athmete nicht mehr. Verzweifelnd stürzte seine Tochter von dannen, und ist später ins Kloster gegangen.

[L. Uhland.]

Harmosan.

Es war zu der Zeit, wo die Feueranbeter von den Mahomedanern bekriegt und unterdrückt wurden; denn letztere hielten den neuen Glauben des Propheten für den einzig wahren, und verfolgten daher auf's Heftigste die meisten von den andersgläubigen Völkern, und namentlich die persischen Feueranbeter, und gaben keinen Frieden, bis nicht der letzte Abkömmling der Sassaniden, dieses uralten Königsgeschlechtes der Perser, dem Kampf endlich erlegen war. Sie nahmen Ktesiphon, die reiche Hauptstadt der Perser, ein, plünderten sie und schleppten all ihre kostbaren Schätze mit sich von dannen. Ja selbst bis ins Hochgebirg hinauf drangen sie, das von einem sehr kriegerischen persischen Volksstamm bewohnt war, und wütheten da mitleidslos mit Feuer und Schwert. Endlich zog Ohamar selbst, der Heerführer der Araber, nach manchem schwer durchkämpften Tag, als Sieger in die Stadt Ktesiphon ein. Als er nun längs des mit Leichen besäten Schlachtfeldes dahinritt, zeigte man ihm unter den in der Schlacht Gefallenen einen wunderbar schönen Jüngling, der auf

einem ganzen Hügel von Leichen lag; es war Held Jesdegerd, der letzte Sprößling und Enkel Chosrus, des letzten Königs der Feueranbeter. Ohamar betrachtete ihn einen Augenblick stumm, dann wandte er sich mit sichtbarer Rührung zu seinen Begleitern und sprach: „Nur Helden haben solche Grabhügel!"

Während er so weiter ritt, brachte man einen von den Satrapen des persischen Königs, Namens Harmosan, in schweren Banden vor ihn hin. Er war der Letzte gewesen, der ihm im Hochgebirg widerstanden, und ein überaus tapferer Mann, der sich erst dann ergab, als der letzte von seinen Mannen gefallen war. Ohamar blickte ihn finster an und sprach: „Siehst du es nun, daß die Gegenwehr schnöder Götzendiener vor unserem allgewaltigen Gott nichts hilft?" — Würdevoll erwiderte Harmosan: „Die Macht ist jetzt in deinen Händen! Es wäre unbedacht von mir, wenn ich dir noch widerspräche, denn ich bin dein Kriegsgefangener. Nur eine Bitte wag' ich noch, bevor ich sterben muß. Schau, ich habe drei Tage hintereinander in der Schlacht gefochten, ohne in dieser ganzen Zeit auch nur ein einziges Mal meinen brennenden Durst gelöscht zu haben; so bitt' ich dich denn, sei gütig gegen mich, und laß mir einen Becher guten Weins reichen." — Auf einen leisen Wink des Feldherrn brachte man ihm sogleich das Gewünschte. Harmosan jedoch, welcher fürchtete, daß man ihm am Ende Gift reichen möchte, nahm den Becher nicht sogleich an. Als Ohamar das bemerkte, sprach er zu ihm: „Freund, warum trinkst du denn nicht? — Befürchtest du vielleicht Mord und Verrath? — Dann sag' ich dir, daß ein Mu-

selmann seinen Gast niemals täuscht und verräth. Trinke ohne Zagen; ehe du diesen Becher Weins nicht getrunken hast, soll dir nichts geschehen.“ Da ergriff der Perser das Glas; anstatt zu trinken, schleuderte er es jedoch mit Macht und rascher Geistesgegenwart zu Boden, daß es in Stücke zersprang und der Wein spurlos im weichen Erdreich sich verlor. Als das Ohamars Krieger sahen, stürzten sie sich mit blanken Schwertern auf ihn los, um ihn für seine Hinterlist und Schlauheit zu strafen. Doch Ohamar lächelte und sprach: „Laßt ihn leben! Denn wenn was auf Erden heilig ist, so ist es das Wort eines Helden.“ — So rettete der schlaue Harmosan sein Leben, da er sehr wohl wußte, daß der Araber sein einmal gegebnes Wort niemals bricht.

[Graf August von Platen.]

Das Glöcklein des Glückes.

Als einmal ein mächtiger König im Sterben lag, ließ er seinen einzigen Sohn zu sich kommen, nahm ihn bei beiden Händen, und sprach zu ihm, indem er auf den Thron zeigte, mit zitternder Stimme: „Mein Sohn, diesen goldenen Thron lasse ich dir, nebst meiner Krone, zurück. Vernimm jedoch, bevor ich sterbe, noch dieses eine Wort von mir, und nimm es zu Herzen! Du denkst dir wahrscheinlich die Erde noch als ein Haus voller Lustbarkeit und Freude; dem ist jedoch gar nicht so. Gib wohl Acht auf Das, was

ich dir jetzt sage; je früher du es erfährst, desto besser ist es für dich. Das Unglück wird Einem mit Eimern, das Glück hingegen nur tropfenweise zugemessen. Auf zahllose Eimer Unglück kommen kaum zwei Tropfen Glück.“ — So sprach der König, und wenige Minuten später war er hinübergegangen ins bessere Jenseits.

Doch sein Sohn begriff durchaus nicht die letzte Rede seines sterbenden Vaters, er sah die Welt noch immer im rosenfarbenen Glanz des Maien; lächelnd bestieg er den Thron seiner Väter, und nahm sich vor, der Welt zu beweisen, daß sein Vater einfach ein Schwarzseher gewesen sei. Er ließ auf das Dach seines Palastes, gerade oberhalb seiner Wohnräume, ein Glöcklein anbringen, welches gar silberhell und freundlich klang, der Strang davon hing ins Schlafgemach des Königs hinein, und die leiseste Berührung daran brachte es schon zum Läuten.

Sobald die Glocke auf dem Dache prangte, ließ der König in seinem ganzen Reich und in seiner Hauptstadt kundthun, daß er an diesem Glöcklein nur dann zu ziehen gedächte, wenn er sich so recht von Herzen glücklich fühlte, und sie hieß deßhalb im Mund des Volks auch allgemein das Glücksglöcklein. Er glaubte mit Zuversicht, daß kaum ein Tag vergehen dürfte, an dem er nicht in die Lage käme, die Glocke wenigstens einmal zu läuten. Doch Tage um Tage hoben ihr Haupt rosig empor, und des Abends, wenn sie zur Rüste gingen, trugen sie gewöhnlich einen schwarzen Trauerflor. Der König stand oftmals vor dem Strang, doch so oft er im Begriff war, daran zu ziehen, gab es ihm einen Stich in's Herz, und wenn er dann die

verschiedenen Erlebnisse des letztvergangenen Tages durchging, fand er in der Regel zuletzt, daß er doch nicht gar so vollkommen glücklich war, und ließ die Glocke unberührt. So fand er denn nur zu bald, wie sehr sein guter Vater Recht gehabt, als er sagte: Das Unglück wird dir mit Eimern, das Glück hingegen nur tropfenweise zugemessen." —

Einmal glaubte er einen ungemein treuen Freund gefunden zu haben, worüber er unsäglich glücklich war; in seiner Freude darüber lief er hin, um an der Glocke zu ziehen; — doch ehe er noch den Strang berührte, kam athemlos ein Bote ins Zimmer gestürzt und rief: „O Herr, der Mann, den du für deinen besten Freund hieltst, der hat dich schmählich verrathen." — Ein andermal glaubte er eine treue und liebenswürdige Braut gefunden zu haben. Freudig bewegt eilte er zu dem Strang und rief: „Die Welt soll es nun erfahren, daß ich wenigstens einmal im Leben wahrhaft glücklich war." — Doch noch in demselben Augenblick trat der Kanzler todtenblaß zur Thür herein und rief: „Herr, laß die Glocke unberührt! denn deine Braut hat dir die Treue gebrochen." Von unaussprechlichem Schmerz ergriffen, ließ der König den Strang los und stand sprachlos da, und die letzten Worte seines Vaters fielen ihm wieder ein. — Doch er war ein starkes Gemüth, und ließ sich von solchen, wenn auch noch so furchtbaren Schicksalsschlägen, noch nicht niederbeugen. Er faßte sich bald wieder und dachte: Ach was! Hab' ich doch noch mein Land, hab' ich doch noch Gold und Reichthümer genug, hab' ich doch noch meine duftigen Wiesen, meine Gärten, die von den Händen emsiger Menschen gepflegt werden, und darüber Gottes

herrliche Luft! — Hierauf trat er an das Fenster und blickte hinaus auf die herrliche Stadt; da kam ihm denn jedes Haus gleichsam wie eine Wiege seines Glückes vor; — und wieder eilte er zu dem Glockenstrang hin, um daran zu ziehen. In demselben Augenblick jedoch kam ein ganzer Schwarm von Menschen in den Saal gestürzt, die sich dem König zu Füßen warfen, und wehklagend riefen: „Herr, siehst du da drüben den Rauch, die Flammen und die Strahlen! Das sind unsere Wohnhäuser, die da in Flammen stehen, und die Strahlen, das sind die Schwerter und die Lanzen des feindlichen Nachbarkönigs, der plötzlich in die Stadt herein gedrungen ist.“ „Ha, freche Räuber!“ schrie der König, und zog statt der Glocke sein Schwert.

Der König war allmählig zum Greise geworden. Seine reichen Locken fingen an grau zu werden, ohne daß das Glücksglöcklein auch nur ein einziges Mal noch erklungen wäre. Es überflog zwar manchesmal noch ein flüchtiges freudiges Roth die eingesunkenen Wangen des Greises, doch blieb die Glocke unberührt, denn er dachte fast gar nicht mehr an sie. Doch als er endlich zum Sterben kam, und als er schon dem Tod nahe in seinem Lehnstuhl saß, da vernahm er plötzlich ein lautes Schluchzen und Weinen. Er horchte hoch auf und fragte seinen Kanzler, was denn das zu bedeuten habe? „Ach Herr,“ schluchzte auch dieser betrübt hervor: „Wie kann es dich denn wundern? — Der Vater will scheiden: — seine Kinder stehen vor der Thür und weinen darüber.“ Da blitzte das Auge des sterbenden Königs noch einmal auf vor nieempfundener Freude, und er rief bewegt: „Herein mit meinen Kindern! Herein! Und haben

sie mich denn wirklich so lieb gehabt?" „Ach," sprach der Kanzler wieder, „wäre das Leben käuflich, sie würden das Deine jetzt gewiß mit ihrem Blut erkaufen." — „Herein, herein, meine Kinder!" rief der König abermals; da gingen die Thüren auf, und ein dichter Schwarm von Menschen drängte sich in den Saal herein; denn Jeder will den geliebten König vor seinem Hinscheiden noch einmal sehen, ihn noch einmal reden hören. Da athmete jeder Zug seines Gesichts Freude und er fragte sie mit der letzten Kraft seiner schon brechenden Stimme: „So bin ich euch also wirklich werth und theuer gewesen, meine Kinder? —" „Ja, o ja, theuerer, als das Leben!" erscholl es ringsum, und die Thränen um den Tod des geliebten Königs flossen noch reichlicher.

Als der König das vernahm, da erhob er sich mit einem Mal von seinem Lehnstuhl, und stand einen Augenblick wie ein Heiliger da. Wie verklärt blickte er himmelwärts, ergriff dann plötzlich den Glockenstrang, und that einen Riß daran, daß das Glöcklein des Glückes wunderhell erklang; dann sank er lächelnd zurück, und war nicht mehr. Das war also die einzige wahre, es war die höchste Freude, die er in seinem Leben empfand. Es war der Tod des letzten deutschen Kaisers, der Tod des unvergeßlichen Kaisers Franz des Ersten von Oesterreich.

[Johann Gabriel Seidl.]

Die Hochzeit der Zwerge.

In Franken war einmal ein Graf. Als dieser eines schönen Tages aus den Kreuzzügen, wo er sich Ruhm und

Ehre erworben, zurückkam, fand er nicht nur sein Schloß, das er mit vielen Dienern und einer prächtigen Habe zurückgelassen, ganz und gar öde und verwahrlost, er sah sich auch zu seinem Staunen all seiner kostbaren Möbel beraubt. Wo er auch hintrat, überall starrten ihm die leeren Wände entgegen; nur in einem großen Saal stand noch eine alte Bettstatt mit einem Strohsack und einigen andern, längst mit Spinnengeweben überzogenen Geräthschaften. So mißmuthig der Graf im ersten Augenblick war, als er an seine Diener gedachte, denen er das Schloß nebst seinem Inhalte bei seinem Scheiden zur Aufsicht übergab, und die nun mit all seinem Hab und Gut treulos davongegangen waren, so faßte er sich doch bald wieder, und da es schon sehr spät, und überdieß die Nacht sehr kalt und er selbst sehr müde war, beschloß er sich auf den Strohsack zu werfen und da zu schlafen. Morgen, dachte er dabei, wird es schon anders werden. Hab' ich doch schon bei Weitem schlimmere Nächte durchgemacht; — und ohne sich noch länger zu besinnen, streckte er sich auf das Lager hin, und ehe zehn Minuten vergangen waren, lag er bereits in tiefem Schlummer. Doch es währte nicht lange, als er schon wieder durch ein eigenthümliches Geraschel unter dem Bette aufgeweckt ward. Noch halb im Schlafe lispelte er vor sich hin: „Raschele du nur zu! Ja, wenn da im Schloß nur ein Bröselein zu finden wäre!" — Wie erstaunte er jedoch, als er statt der vermeinten Maus plötzlich einen winzigen Zwerg, von gravitätischem Ansehen und wichtigem Gesichte, und mit einer kleinen Laterne in der Hand, vor seinem Bett stehen sah. Dieser sprach ihn an und sagte: „Nachdem du ins gelobte Land gezogen warst, haben wir

uns dieses dein Haus zu unserm Festplatz erwählt, und weil wir dich selbst noch in weiter Ferne glaubten, so waren wir gerade im Begriff, ein Hochzeitsfest hier zu feiern; da du nun so plötzlich wieder zurückgekommen bist, so müssen wir dich schon um Erlaubniß fragen; sage mir also, ob du nichts dagegen einzuwenden hast, wenn wir Zwerge der niedlichen und reichen Braut zu Ehren das Fest so recht gemüthlich und behaglich hier feiern?" Lächelnd, und noch halb im Traume, sagte der Graf: „Bedient euch nur immerhin meines Saales, ich will euch nicht stören."

Und was glaubt ihr, meine jungen Leser? — Kaum hatt' er es noch gesagt, so kamen auch schon drei wundernette winzige Reiter unter dem Bett, wo sie bereits gehalten, hervor gesprengt. Diesen auf dem Fuß folgte eine Schaar von lauter possierlichen kleinen Gestalten, Männlein und Fräulein, die sangen und sprangen, und machten Musik. Darauf folgte dann eine Unzahl von zierlichen Wägen, die mit den kostbarsten Geräthschaften, wie man sie nur in einem Königsschloß sieht, beladen waren. Der letzte von diesen Wägen, der war von lauterem Gold und Silber, und darin saß die niedliche Braut mit noch anderen Gästen. Endlich machte der wunderliebliche Zug Halt. Mit wimmelnder Eile, wie ein Heer von Ameisen, sprangs jetzt rechts und links von den Wägen herab; einige von den Wägen luden die Diener geschäftig ab, und ehe man sich's versah, war eine prächtige Tafel gedeckt, und darum herum standen eine Unzahl von kleinen Stühlchen. Unten, in einer Ecke des Saals, saßen auf einem kleinen Fußschemel die Musikanten, die spielten lustig zum Tanz auf. War das ein

Hin- und Herwogen und Wuseln der kleinen, possierlichen Dingerchen, bis ein jedes sein Schätzchen gefunden! War das

„Ein Pfeifen und Geigen,
War das ein Geklirr!
Ein Ringeln und Pfeifen,
Ein Geräusch und Gewirr,
Ein Wispern und Knistern,
Ein buntes Geschwirr."

Der Graf sah all dieses Wesen im Traum mit an und wußte gar nicht mehr, wie er damit daran war; es war ihm gerade, als läge er im Fieber. Nachdem der Ball zu Ende war, fing es an zu tappeln und zu rappeln, Tische und Stühle wurden gerückt und ein Jeder setzte sich bei dem Schmaus neben seine nette Tänzerin hin. Der Schmaus bestand aus lauter kleinen Würsten, Schinken, Kolibribraten, und allerlei wunderfeinen Backereien von Honig und Rosenmehl, und zuletzt aus Gefrornem, welches von Schneeflocken und rothen Kleeblüthen gemacht war. Ein überaus prächtiger goldner Becher voll süßberauschendem Blumenthau machte beständig unter den Gästen die Runde. Die Hochzeit währte fast bis gegen Morgen. —

Und was nun der Graf da so im Kleinen gesehen, das erlebte er wenige Monate später im Großen; indem bald darauf in diesem nämlichen Saal, mit überaus großem Gepränge, seine eigene Hochzeit stattfand.

[Göthe.]

Im Freien. 40 Bilder und Sprüche aus dem Kinderleben. Hoch Quart. Eleg. gebunden. Preis 10 Sgr. oder 36 kr.

Stadt und Land. Liebliche Bildergabe für Knaben und Mädchen. 31 schön color. Bilder mit Verschen. Hoch Quart. Schön gebunden. Preis 12 Sgr. oder 42 kr.

Die ersten Lesestunden. Bilderfibel mit 19 color. Bildern. Groß Oktav. Schön gebunden 5 Sgr. oder 18 kr.

Thiere aus Haus, Feld und Wald. Bilderfibel mit 22 color. Bildern. Groß Oktav. Schön gebunden. 6 Sgr. oder 21 kr.

Der Kinder Freud und Leid, Im Spiel der Jugendzeit. Ein Verwandlungs-Bilderbuch in 32 Verwandlungen. Hoch groß Quart. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 5 Sgr. oder fl. 2.

Wechselbilder für Knaben und Mädchen. Ein Verwandlungsbilderbuch in 32 Verwandlungen. Hoch groß Quart. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 5 Sgr. oder fl. 2.

Erlebnisse der Kinderwelt. Neues lebendiges Bilderbuch. Mit 8 schön color. Bildern und Verschen. Groß hoch Quart. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. oder fl. 2. 24 kr.